Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 29 (2022)
Heft: 319

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

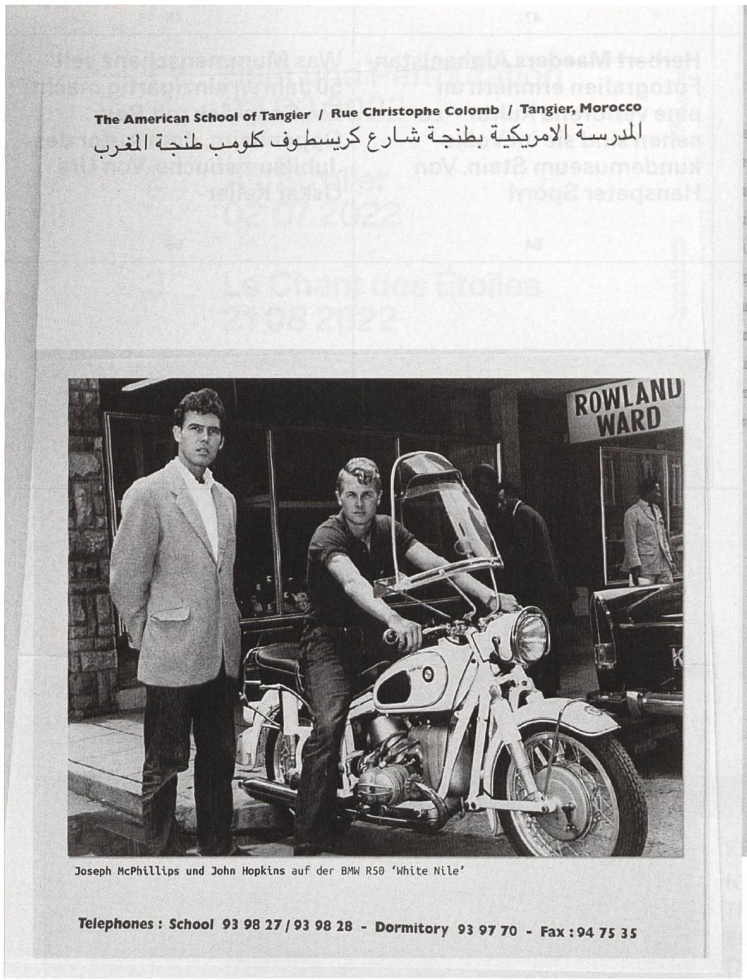
Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Theaterstück *The Garden* von Paul Bowles erstmals auf Deutsch in einer Prachtsausgabe: die Besprechung. Von Richard Butz 42	*The Garden* und wie es dazu kam: das Interview mit dem St.Galler Bowles-Übersetzer und Herausgeber Florian Vetsch. Von Tamea Wissmann 44	Die Entdeckung des letzten Jahres: Nobelpreisträger Abdulrazak Gurnah und sein Roman *Das verlorene Paradies*. Von Jochen Kelter 47	Kollektives Bandgestöber: Das Label AuGeil in Frauenfeld feiert seinen fünften Geburtstag. Ein Besuch bei den Macher:innen. Von Corinne Riedener 48
St.Gallen erhält einen neuen Kunstort. Er liegt an einer der steilsten und engsten Stellen der Stadt in der Mülenenschlucht: die Klause. Von Peter Surber 50	Der Dokfilm *Thiel der Rote – Ein sehr diskreter Agent* erzählt ein unbehagliches Stück Schweizer Überwachungsgeschichte. Von Corinne Riedener 53	Herbert Maeders Afghanistan-Fotografien erinnern an eine verlorene Kultur – zu sehen sind sie im Volkskundemuseum Stein. Von Hanspeter Spörri 54	Was Mummenschanz seit 50 Jahren einzigartig macht: Ein Gespräch mit Roy Oppenheim, dem Autor des Jubiläumsbuchs. Von Urs Oskar Keller 56
Zum dritten Mal bringt das Festival Jungspund im Februar Theater für ein junges Publikum in die Lokremise – samt Symposium. Von Peter Surber 58	Neue Alte Musik, neue Kraaken-Klänge, neue Einsichten über den Jodel und Gedenken an die «Grandes Dames» der Literatur: der Kulturparcours. 59		

Kostbares Gift

Das Theaterstück *The Garden* von Paul Bowles, 1976 in Tanger uraufgeführt, erscheint erstmals auf Deutsch in einer Prachtsausgabe. Von Richard Butz



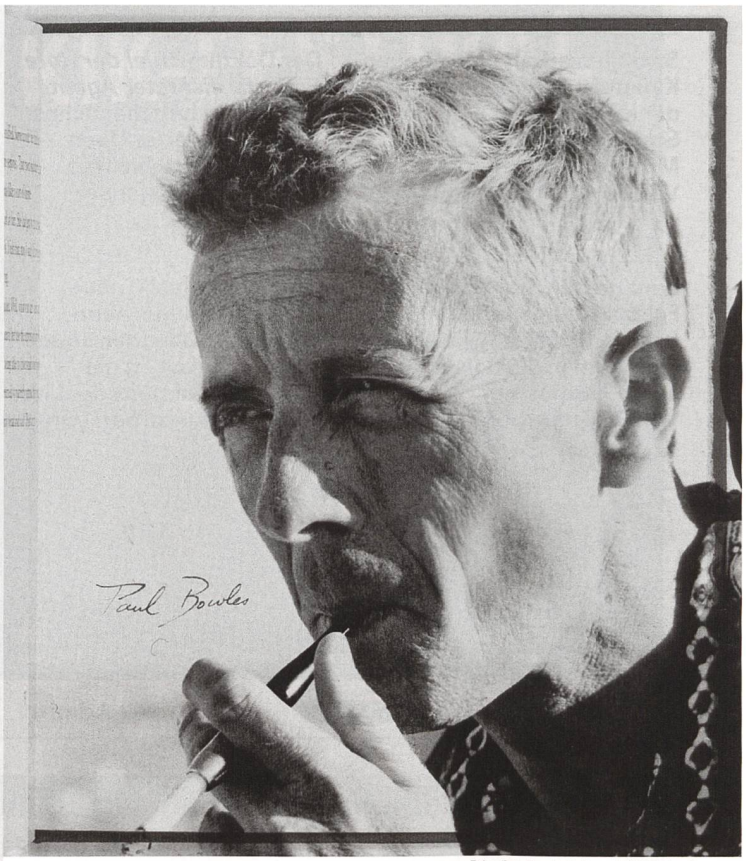


Foto: Roy Round. © Everett Collection Inc.

Paul Bowles

Auf dieser und den folgenden Seiten: Impressionen aus dem Buch (Bilder: Verlag)

Im Jahr 2004 ist, herausgegeben von Florian Vetsch und Boris Kerenski, im Zürcher Bilgerverlag der herausstechend schön von Dario Benassa gestaltete Literatur-Reader *Tanger Telegramm* erschienen. Mit Fotos, Zeichnungen, Prosatexten, Gedichten, zum Teil faksimiliert, mit Ansichtskarten, Bildern von Rolf Winnewisser und autobiografischen Texten rückten die beiden Herausgeber diesen Sehnsuchts- und Fluchtort erstmals auch für deutschsprachige Leser und Leserinnen ins längst verdiente rechte Licht.

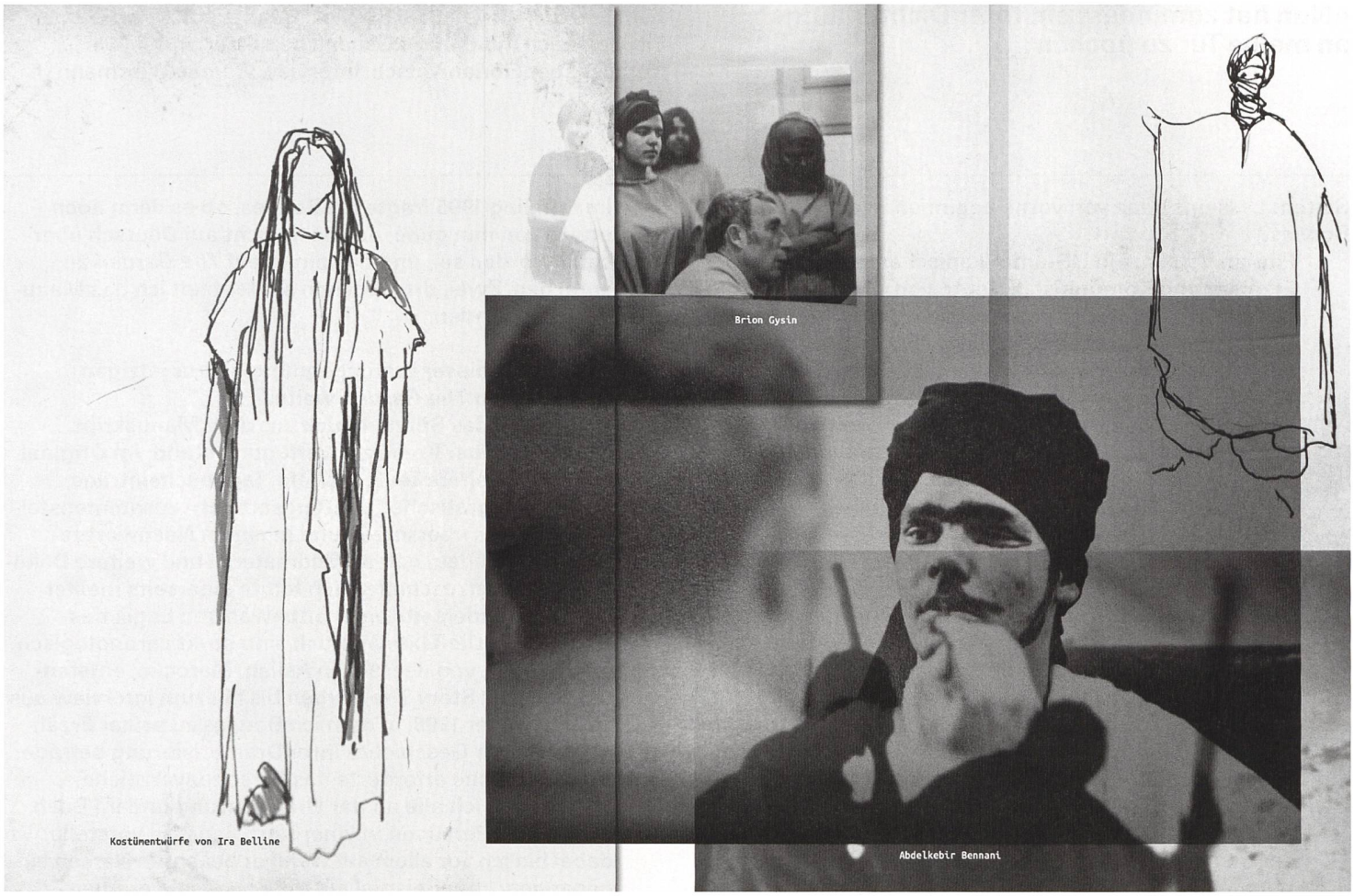
Ein Ort als Legende

Als «Internationale Zone» von 1925 bis 1960 war Tanger ein Ort des Exils, eindrücklich dargestellt im Filmklassiker *Casablanca*, und ein Tummelplatz für Spione, Rauschgift- und Waffenhändler. In einer zweiten Phase, etwa ab den 1950er-Jahren, entwickelte sich die Stadt zu einem Anziehungspunkt für Literaten und Bohemiens, zu einem Ort der Sub- und Beatkultur, geprägt von Drogen, ausschweifender Sexualität und vielfachen Grenzerfahrungen.

Die Liste von Autoren – Autorinnen spielten eher eine Nebenrolle – ist lang und umfasst prominente Namen wie Truman Capote, Jack Kerouac, Ira Cohen, Brion Gysin oder William S. Burroughs. Zur wohl bekanntesten Tanger-Legende wurde der 1910 geborene amerikanische Schriftsteller, Komponist, Übersetzer und Musikethnologe Paul Bowles. Er übersiedelte bereits 1947 in diese Stadt und verstarb hier 1999.

Florian Vetsch, Schriftsteller, Übersetzer, Gymnasiallehrer und Tanger-Faszinierter, lernte Bowles persönlich kennen, als er an der Übersetzung seiner Gedichtsammlung *Next To Nothing* arbeitete, die 1998 als *Nichtsnah* im St.Galler Erker Verlag erschien. Im gleichen Jahr publizierte er im St.Galler Sabon-Verlag seine kleine Publikation *Antäisches Kraftfeld: Paul Bowles in Tanger*.

Drei Jahre vor dem Erscheinen dieser beiden Publikationen sass Vetsch mit Bowles in Tanger zusammen, um mit ihm seine Gedichtübersetzungen durchzusehen. Dabei kamen sie auch auf das noch nie publizierte Bühnenstück *The Garden* zu sprechen, das 1967 von der Theatergesellschaft der Amerikanischen Schule Tangers im Palais du Marshan aufgeführt wurde. Hinter dem Projekt stand der spätere Rektor der Schule, Joseph McPhillips. Er kam 1962 hierher, um an der Schule zu unterrichten, und starb 2007 in Tanger. Er bewahrte in einem ledergebundenen Unikat alle Dokumente



zum Stück auf, darunter Kostümentwürfe, Bühnenskizzen, Fotos und das Plakat.

Dieses ziert jetzt auch die Dokumentation von Florian Vetsch *Paul Bowles: The Garden / Der Garten*. Über zwei Jahrzehnte lang hat sie als fast fertiges Projekt in der Schublade von Vetsch gelegen. Jetzt ist sie, wiederum umwerfend gestaltet von Dario Benassa, im Bilgerverlag erschienen, der damit zugleich sein 20-jähriges Bestehen feiert. Mehr zur Entstehungsgeschichte des Buchs im Interview mit Florian Vetsch auf den folgenden Seiten.

Aufwendig gestaltetes «Making of»

Hintergrund des Stücks ist die gleichnamige, erstmals 1964 veröffentlichte Erzählung von Paul Bowles. Sie handelt von einem Mann, der seinen Garten liebt. Seine Frau teilt diese Liebe nicht, glaubt, dass er darin einen Schatz versteckt habe und – ein wiederkehrendes Thema bei Bowles – vergiftet ihn. Daran stirbt der Mann zwar nicht, aber er verliert seine Identität und wird schliesslich von der Dorfgemeinschaft ermordet. Damit verschwindet auch der Garten, er versinkt im Wüstensand.

In seiner am Schluss des Bandes stehenden Annäherung «Gifte gleichsam als tägliches Brot» liefert Vetsch vielfache Deutungen und stellt aufschlussreiche Verbindungen zum Werk von Bowles her. «So lässt sich Paul Bowles' Short Story *The Garden* unter vielen Gesichtspunkten lesen», so sein Fazit; «auch dies zeichnet sie aus: Sie ist ein echter Denkkristall.»

Die Dokumentation beginnt mit der deutschsprachigen Version der Erzählung, es folgen Briefe des Autors an McPhillips, die zweisprachige Version des Stücks, ein Interview von Vetsch mit dem Autor aus dem Jahre 1998 und Textbeiträge von McPhillips, der Bowles-Biografin Millicent Dillion und des Schriftstellers John Hopkins.

Fotos, Zeichnungen, Zeitungsausschnitte, Bühnen- und Kostümskizzen, ein Glossar, Kurzbiografien und Literaturhinweise verbinden sich mit den typografisch unterschiedlich gestalteten Texten zu dem, was dieses Buch zu einem Wurf macht, an dem wohl alle an Bowles und Tanger Interessierten grosse und bleibende Freude haben werden.

Paul Bowles: *The Garden / Der Garten*, übersetzt und herausgegeben von Florian Vetsch, Bilger Verlag Zürich 2022, Fr. 56.–

Buchvernissage mit Ricco Bilger, Claire Plassard und Anya Schutzbach: 24. Februar, 19 Uhr, Botanischer Garten St.Gallen, veranstaltet vom Literaturhaus Wyborada

Weitere Literatur:
Florian Vetsch und Boris Kerenski: *Tanger Telegramm*, überarbeitete Neuauflage, Bilger Verlag, Zürich 2017
Antäisches Kraftfeld: Paul Bowles in Tanger 1998, Sabon-Verlag, St.Gallen 1998
Paul Bowles: *Nichtsnah: Ausgewählte Gedichte 1926-1977*, aus dem Amerikanischen von Florian Vetsch, Erker Verlag, St.Gallen 1998
Paul Bowles: *Next to Nothing / Fast nichts*. Sämtliche Gedichte, übersetzt von Jonis Hartmann, Urs Engeler Editor, Holderbank 2020

«Nun hat zumindest ein toter Dichter aufgehört, an meine Tür zu pochen …»

Zum Erscheinen von Paul Bowles' Bühnenstück *The Garden*: Ein Gespräch mit dem St.Galler Übersetzer und Herausgeber Florian Vetsch. Interview: Tamea Wissmann

Saiten: Lass uns ganz von vorne beginnen. Wer war Paul Bowles?

Florian Vetsch: Ein US-amerikanischer Romancier, Erzähler und Komponist. Er lebte von 1910 bis 1999; die meiste Zeit seines Lebens verbrachte er in Tanger. Seinen Welterfolg *The Sheltering Sky* (Dt. *Himmel über der Wüste*) aus dem Jahr 1949 brachte Bertolucci 1990 auf die Leinwand, mit Debra Winger und John Malkovich in den Hauptrollen, was ein weltweites Comeback des «Titans von Tanger» auslöste. Doch seine Romane und Short Stories haben seit den 1950er-Jahren viele Künstler:innen und Literat:innen nach Tanger gelockt, darunter Truman Capote, Tennessee Williams, die Köpfe der Beat Generation Kerouac, Ginsberg und Burroughs, Patti Smith, Susan Sontag, die Rolling Stones, Sting … Mit seiner Frau, der Schriftstellerin Jane Bowles, die nach langer Krankheit 1973 verstarb, unterhielt der Exilamerikaner einen Salon, in dem sich die halbe Welt traf.

1963 verfasste Bowles in Asilah die Short Story *The Garden*, auf welcher das Bühnenstück basiert. Wovon handelt die Geschichte?

Sie spielt in einem kleinen Dorf am Rand einer Oase in der Sahara. Ein Mann arbeitet still und zufrieden in seinem der Wüste mittels Wassergräben abgerungenen Garten und bewundert oft bis nach Sonnenuntergang dessen Schönheit. Seine Frau vermutet, dass er einen Schatz in seinem Garten vergraben habe. Um ihn gesprächig zu machen, wendet sie sich an eine Hexe, die ihr ein schwarzmagisches Gift für ihren Gatten mitgibt. Die Frau verabreicht diesem aber eine Überdosis. Im Glauben, ihn getötet zu haben, verlässt sie das Dorf und flieht zu ihrer Familie. Doch das Gift hat den Mann lediglich in einen komatösen Zustand versetzt, aus dem er wieder erwacht; das Gift hat ihn aber das Gedächtnis gekostet. Als der Imam den wieder zu Kräften Gekommenen in seinem Garten besucht und ihn ermahnt, freitags in die Moschee zu kommen und Allah für seinen Garten zu danken, versteht der Mann nicht, worum es geht. Alsbald geht das Gerücht um, er habe seine Frau umgebracht, in Stücke zerlegt und in seinem Garten vergraben. Aus dieser Konstellation entwickelt sich für den ahnungslosen Mann eine tödliche Spirale …

Wie kam es, dass du mit Bowles über *The Garden* ins Gespräch kamst? Hattest du schon vorher Kontakt zu ihm oder erst durch die Kurzgeschichte?

Im Frühjahr 1993 hatte ich Bowles angeschrieben, weil ich seine Gedichte übersetzte und Fragen hatte, da lud er mich ein, ihn in Tanger zu besuchen. Das machte ich im darauffolgenden Herbst. Von da an besuchte ich ihn regelmässig ein- bis zweimal im Jahr, stellte meine Übersetzung fertig (sie erschien unter dem Titel *Nichtsnah* im Erker Verlag), schrieb für die NZZ eine Würdigung über Bowles und führte mit ihm ein langes Interview über Gertrude Stein. Eines Nachmittags im Frühling 1995 fragte ich Bowles, ob es denn noch etwas von ihm gäbe, das noch nicht auf Deutsch übersetzt worden sei, und da kam er auf *The Garden* zu sprechen. Zwei, drei Wochen später hielt ich das Manuskript in Händen.

Wie ging es von dieser Erstbegegnung bis zur jetzigen Buchausgabe von *The Garden* weiter?

Ich musste das Bühnenstück aus dem Manuskript, das mir in einer Kopie zur Verfügung stand, im Original erfassen, weitere Texte – Briefe, Tagebucheinträge, Essays, Biografisches, Zeitungsartikel – zusammenstellen, das alles übersetzen und in einem Nachwort reflektieren. Zudem galt es, Bildmaterial und weitere Dokumente herbeizuschaffen. Ich folgte einerseits meiner Intuition, anderseits einer altbewährten Logik des Sammelns: Die Texte im Buch sind strikt chronologisch angeordnet, von der 1963 in Asilah, Marokko, entstandenen Short Story *The Garden* bis hin zum Interview aus dem Sommer 1998, in dem ich Bowles zu seiner Erzählung und der Geschichte ihrer Dramatisierung befrage. Viel Recherche erforderte das Personenverzeichnis, in welchem ich alle an der Uraufführung und im Buch erwähnten Personen in einer Kurzbiografie vorstelle; dabei bin ich vor allem auf weniger bekannte Namen eingegangen, zum Beispiel auf die Schauspielerinnen und Schauspieler, auf Ira Belline, welche die Kostüme für die Uraufführung in Tanger entwarf, oder Marguerite McBey, die das Plakat gestaltete, das jetzt auch auf dem Cover des Buches zu sehen ist, auf Brion Gysin, der das Bühnenbild entwarf und für die Maske verantwortlich zeichnete, oder John Hopkins, der bei der Inszenierung assistierte, dessen Romane und Reisetagebücher aber leider nicht auf Deutsch vorliegen.

Wer war alles beteiligt an der Entstehung des Buches?

Neben Paul Bowles und mir waren das vor allem der Verleger Ricco Bilger und der Gestalter Dario Benassa. Letzterer hat aus der Bleiwüste der Textmasse und dem unübersichtlich vielfältigen Bildmaterial die jetzt vorliegende Augen- und Leseweide geschaffen. Der Lockdown 2020/21 gab ihm die Ruhe, die Gestaltung und das Layout des Buches während drei Monaten zu entwerfen, was für einmal eine positive Nachricht aus der pandemisch bedingten Depression darstellt. Pociao besorgte das Lektorat. Im weiteren Sinn gehören aber alle Personen dazu, die ich im Dank erwähne; so auch Joseph McPhillips, auf dessen Anregung hin das Bühnenstück überhaupt entstanden war und der 1967 bei der Uraufführung als Regisseur wirkte.

Joseph McPhillips war es auch, der dir zu Beginn deiner Recherche die Mappe mit dem gesammelten Material zum Stück aushändigte. Gab es noch andere Quellen?

Das meiste Material stammt aus McPhillips' Mappe. Joe war ein Nerd, der die von ihm betreuten Theateraufführungen der American School of Tangier sorgfältig

Florian Vetsch und Paul Bowles, Tanger 1995 ... Foto: Vittorio Santoro

dokumentierte. Das Album mit den Unterlagen zum Bühnenstück *The Garden* ist heute im Museum der American Legation of Tangier ausgestellt, in einer Vitrine des Paul Bowles gewidmeten Flügels – vor wenigen Tagen erhielt ich eine Foto von Jen Rasamimanana, der Direktorin der Legation, welche unser Buch in der Vitrine neben McPhillips' Album zeigt. Dario Benassa hat weiteres Bildmaterial eingebracht, kongenial, mit striktem Fokus auf das Jahr 1967 sowie die im Buch erwähnten Persönlichkeiten und Lokalitäten. Vereinzelte Fotos erhielt ich auch von Cherie Nutting und Vittorio Santoro.

In der «Editorischen Notiz» zu Beginn des Buches schreibst du, dass du mit Bowles' Tod im Jahr 1999 das Projekt zur Seite gelegt hattest, bis es vor nicht allzu langer Zeit plötzlich wieder vor deiner Nase auftauchte – «fast fertig». Wie kommt das? Hatten in der Zwischenzeit andere daran weitergearbeitet?

Nein, aber ich hatte mit Bowles praktisch das ganze Buch zusammengeschlagen, vom Aufbau her, alles mit ihm besprochen, hatte das meiste bereits roh übersetzt, das Glossar erstellt und Bildmaterial angedacht. Wir hatten einen Münchner Verleger an der Angel, der aber nach einer Handvoll Bücher Konkurs ging und den Laden dichtmachte – zum Glück hatten wir noch keinen Vertrag unterschrieben. Nach Bowles' Tod behielt ich das Projekt stets im Hinterkopf, doch erst vor wenigen Jahren kam ich mit Ricco Bilger darauf zu sprechen, und er meinte, wir sollten «den Garten» unbedingt herunterbringen. Du musst wissen: Dass es dieses Bühnenstück gab, konnte man zum Beispiel in der Autobiografie *Without Stopping* (dt. *Rastlos – Erinnerungen eines Nomaden)* erfahren oder in Robert Briattes Bowles-Biografie nachlesen, aber ich war der Einzige, dem Bowles dessen Edition anvertraut hatte. Deshalb heisst es auf dem Backcover, dass es sich bei diesem zweisprachig veröffentlichten Bühnenstück um eine weltweite «Erst- und Originalausgabe» handle. Als mir Ricco Bilger am 24. November 2021 die druckfrischen Exemplare mitbrachte, schauten wir jede Seite des Buches an und feierten bis in die Puppen, glücklich wie Kinder. Von mir wich ein riesiger Druck, die Verantwortung für die Publikation dieses Texts war mir endlich von den Schultern genommen – nach über 25-jähriger Inkubationszeit... Ich habe einmal ein Gedicht geschrieben, das so geht:

Die toten Dichter

Die toten Dichter pochen an meine Tür
Klingeln, begehren Einlass –
Für sie stehen meine Angeln immer offen

Sie räumen meinen Kühlschrank leer
Fischen sich meine Bücher aus den Regalen
Fläzen sich auf mein Sofa

Sie schalten meinen Computer ein
Blättern in meinen Dateien
Hören sich meine CDs an

Die toten Dichter schlafen in meinem Bett
Ziehen mir das Laken weg
Dringen in meine Träume ein

Käme ich denn ohne die toten Dichter je zur Ruhe?

Nun hat zumindest ein toter Dichter aufgehört, an meine Tür zu pochen. Verstehst du, was ich meine?

Bei dem Gedicht beschleicht mich immer ein diffuses Unbehagen. Ich glaube, wir alle kennen die toten Dichter: Sie sind die noch unverwirklichten Ideen und Projekte, die unsere Aufmerksamkeit fordern, uns schlaflose Nächte bereiten und nie ganz in Ruhe lassen, bis wir uns ihrer annehmen. Ich erinnere mich: Du sprachst nach der Publikation des Buches von einem tagelang anhaltenden «Natural Garden High».

Ja – dieses Hochgefühl empfinde ich bis jetzt, wenn ich an das Buch denke.

Das Nachwort heisst «Gifte gleichsam als tägliches Brot». Das Gift spielt im Garten eine wichtige Rolle: Die Frau verabreicht es ihrem Mann, weil sie vermutet, er verheimliche ihr einen vergrabenen Schatz. Wie genau sollen wir die Rolle des Giftes in der Parabel verstehen? Ich hoffe sehr, dass es nicht noch eine Geschichte über die Frau als hinterhältige Giftmischerin ist.

Nein, so lese ich diese Geschichte gar nicht. Im Gegenteil: Für mich zeigt sie, dass die Frau viel mehr Power hat, als ihr die traditionelle islamische Geschlechterrolle in einem Dorf im Süden Marokkos oder Algeriens zutrauen würde. Zauberei und Magie sind in Marokko weit verbreitet, auf dem Land freilich mehr als in den Städten; ich selbst habe kathartischen und exorzistischen

Ritualen beigewohnt. Und so unschuldig der Mann ist, so macht er doch den Fehler, dass er seiner Frau nichts, aber auch rein gar nichts darüber erzählt, was er bei der Betrachtung seines Gartens empfindet. Ebenso spricht ihn seine Frau nicht direkt darauf an, sie beklagt sich nur, dass er immer so spät nach Hause komme. *Der Garten* erzählt, so gesehen, auch die Geschichte eines Kommunikationsdefizits.

Weshalb heisst das Nachwort «Gifte gleichsam als tägliches Brot»?

Der Titel meines Nachworts zitiert eine Zeile aus Bowles' Gedicht *Etikette*:

Wir sprachen über gifte:
wann sie zu nehmen, wo sie zu kaufen,
wie sie zu mischen jedwedem bedürfnis gemäss.
Gifte gleichsam als tägliches brot.

Diese Zeile deckt nicht nur den Bezug der Geschichte zur Magie ab, sondern widerspiegelt auch das Klima im Summer of Love, die aufblühende Kultur der Hippies, die Sixties, während denen *The Garden* geschrieben und aufgeführt wurde.

Irgendwie hat auch der Mann im *Garten* etwas Hippiehaftes; in deinem Interview mit Bowles sprecht ihr von seiner träumerischen «Kif-Mentalität». Mit Kant gesprochen empfindet der Mann «interesseloses Wohlgefallen» bei der Betrachtung seines Gartens. Können wir heute noch so etwas wie interesseloses Wohlgefallen empfinden in einer an Konsum und Wertsteigerung orientierten Welt?

Ja, das können wir. Und diese Momente sind sehr wertvoll. Einerseits erlauben sie uns, in der Leistungsgesellschaft überhaupt zu bestehen, weil sie uns Erholung schenken, uns durchatmen lassen, einen unverwalteten Freiraum gewähren. Anderseits erschliessen sie uns einen gegenteiligen Wert zum Ideal der kapitalistischen Profitsteigerung, wenn sie uns das Phänomen der Schönheit erfahren lassen, das seinen Zweck in sich selbst hat und aus sich selbst heraus Sinn macht.

Könnte dann die rein ästhetische Betrachtung der Natur ein Weg sein, uns für die Verletzlichkeit unserer Umwelt zu sensibilisieren?

Sicher – alles Schöne vergeht, und deshalb sollte man ihm Sorge tragen und seine Gegenwart wertschätzen. Wir alle könnten von der respektvollen Haltung des Gärtners gegenüber der Natur lernen. Freilich betrachtet er die Natur nicht nur, er ist kein reiner Theoretiker, sondern arbeitet auch an ihr, wenn er seinen Garten erschafft und unterhält. Doch er tut das nicht, um die Natur wirtschaftlich auszubeuten oder ökologisch zu forcieren. Das Schöne, das er sieht, wenn abends die untergehende Sonne in den Seguias, den Wassergräben, glitzert, ist der Lohn seiner Arbeit, ihre Krönung. Anderseits ernährt ihn sein Garten auch und gibt ihm Gelegenheit, Gäste zu bewirten.

Doch am Schluss des Stücks stirbt mit dem Mann auch der Garten, und alles fällt wieder dem grossen Nichts der Wüste anheim.

Ja – das ist Bowles pur, die meisten seiner Erzählungen und Romane enden tragisch. Diese Beziehung zum Nichts, zum Absurden, Sinnwidrigen, hat auch eine existenzialistische Note. Man denke nur an die Schlüsselszene aus dem Roman *The Sheltering Sky*, in der es heisst, dass uns der Himmel beschütze – vor dem Nichts dahinter. Die Literatur von Paul Bowles und die Philosophie von Albert Camus weisen einige Gemeinsamkeiten auf, darunter das Tragische, das Absurde und Existenzialistische oder der Bezug zum Maghreb.

Schuld am Tod des Mannes sind – in letzter Instanz – die Dorfbewohner, angestachelt vom Imam. Ihr extremistischer Fundamentalismus gipfelt im Nihilismus, in der Wüste also.

Genau. Hier zeigt sich symbolisch, dass im Herzen des Islamismus der Nihilismus wohnt; Seyla Benhabib, Jacques Derrida, Abdelwahab Meddeb und andere haben das gezeigt. Doch ich spreche, um das klarzustellen, nicht vom Islam und seiner vielfältig gelebten reichen Kultur, sondern von seiner uniform anamnetischen Verzerrung im Extremismus, aus dem eine lebensverachtende Haltung hervorgeht. So täuscht der Islamismus nur vor, höchste Werte wie Gottestreue, Reinheit, Frömmigkeit, Tugend usw. zu verteidigen, in Tat und Wahrheit aber bringt er Zerstörung, das grosse Nihil.

Könnte man auch einen Bogen zu heute ziehen, wenn man sich beispielsweise vor Augen führt, was gerade in Afghanistan vor sich geht, wo die Taliban die Bevölkerung massiv einschränken und jungen Frauen unter anderem den Zugang zu weiterführenden Schulen verweigern?

Das kann man – warum auch nicht? Das Aktualisierungspotenzial von Bowles' Erzählung ist ein Zeichen ihrer Qualität; im Nachwort bezeichne ich diese Geschichte als «Denkkristall». Dass der Text mehr weiss als sein Autor, gilt auch hier. Denn Bowles hat, wie meinem Interview mit ihm zu entnehmen ist, keineswegs an solche Bezüge gedacht. In den 1960er-Jahren, als er *The Garden* schrieb und später dramatisierte, spielten islamistischer Extremismus und Terrorismus noch nicht die Rolle, die sie heute spielen. Nichtsdestotrotz kritisiert die Erzählung in aller Deutlichkeit den gewaltbereiten Dogmatismus, den der Imam verkörpert.

Was passierte mit dem Stück? Weshalb wurde es nur an zwei Abenden im April 1967 von der Amerikanischen Schule von Tanger aufgeführt und danach nie wieder?

Es gab Pläne, das Stück auch in Marrakesch zu zeigen, doch sie zerschlugen sich, und alle Beteiligten gingen danach wieder ihren eigenen Interessen und Projekten nach. Bowles seinen Übersetzungen aus dem Moghrebi, seinen Kompositionen und Kurzgeschichten, der Pflege seiner Gattin Jane …

Und was soll mit dem Stück jetzt, da es vorliegt, noch alles passieren?

On verra. Möglich wäre vieles. Ich freue mich auf die Buchvernissage im Botanischen Garten.

Paul Bowles: *The Garden – Dokumentation über Entstehung und Uraufführung von Paul Bowles'* einzigem Bühnenstück *Der Garten* (aus dem Amerikanischen übersetzt und herausgegeben von Florian Vetsch). Ricco Bilger Verlag, Zürich 2022, Fr. 56.–

Florian Vetsch: *Die toten Dichter*. Aus: Florian Vetsch: *Untote auf der Stör*. Gonzo Verlag, Mainz 2016

Paul Bowles: *Etikette*. Aus: Paul Bowles: *Nichtsnah – Ausgewählte Gedichte 1926–1977* (aus dem Amerikanischen von Florian Vetsch). Erker Verlag. St.Gallen 1998

Paradies mit Abgründen

Die Entdeckung des letzten Jahres: Abdulrazak Gurnah, Literatur-Nobelpreisträger 2021, und sein Roman *Das verlorene Paradies*. Von Jochen Kelter

Dem Komitee des Literatur-Nobelpreises wurde in der Vergangenheit nicht zu Unrecht vorgeworfen, einer eurozentrischen Agenda oder der Auflagenhöhe und dem bisherigen Erfolg von Kandidatinnen und Kandidaten zu huldigen. Dies ist beim jüngsten Preisträger, dem aus Sansibar stammenden Abdulrazak Gurnah, keineswegs der Fall. Zum Zeitpunkt der Preisverleihung war keines seiner Bücher auf Deutsch lieferbar, obwohl er gerade einem deutschen oder deutschsprachigen Publikum einiges über die Geschichte der Kolonie Deutsch-Ostafrika zu erzählen hat.

Yusuf und die Eisenfresser

Sein ursprünglich 1994 erschienener und 2021 neu aufgelegter Roman *Das verlorene Paradies* erzählt die Geschichte von Yusuf, der in dieser Kolonie, die unterdessen Tansania heisst, lebt. Der englische Titel, der schlicht *Paradise* heisst, ist indessen weitaus treffender, denn das Paradies steckt voller Abgründe, die der zwölfjährige Protagonist erst mit der Zeit wahrnimmt. Und er wird der Erzählweise des Autors gerechter, der die Geschichte in weit ausholendem, epischem, eher traditionellen Duktus darbietet, der immer wieder mit Lakonie und einem Sarkasmus unterlegt ist, den man zunächst leicht überlesen könnte.

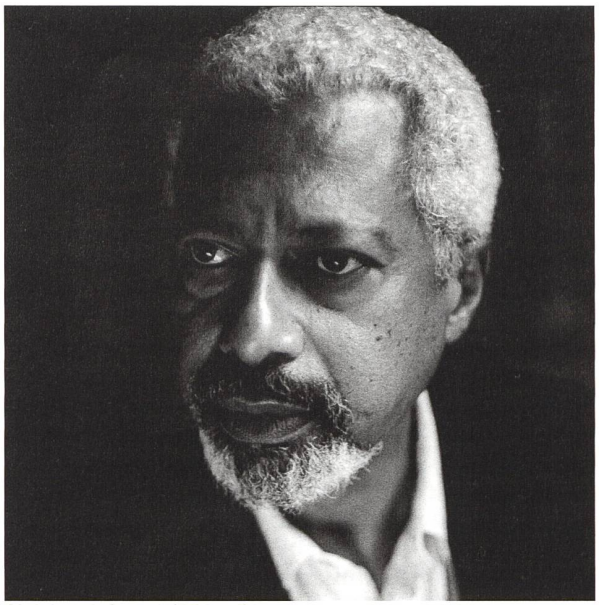
Yusuf, mit dem Namen eines Propheten im Koran dem christlichen Josef und seiner Geschichte nicht unähnlich, erlebt indessen zu Beginn der deutschen Kolonialzeit, also in den 80er-Jahren des 19. Jahrhunderts, keineswegs eine prophetische oder biblische Geschichte. Er ist der Sohn eines kleinen Händlers im Hinterland, durch das die Kolonialherren eine Eisenbahnlinie gebaut haben. Als Menschen, die Eisen fressen können, werden die Deutschen einmal bezeichnet. Aber es herrschen Dürre und Armut.

Eines Tages nimmt Onkel Aziz, der immer wieder einmal bei seinem Vater vorbeischaut, den jungen Yusuf mit, um in seinem Geschäft am Meer zu helfen. Aber Aziz ist gar nicht sein Onkel, vielmehr ist sein Vater bei ihm verschuldet, und Yusuf dient nun als Pfand, bis der Vater ihn auslösen kann. Es handelt sich also um Menschenhandel, eine milde Form der Sklaverei. Yusuf wird seine Eltern nie wiedersehen.

Bei seinem neuen Herrn, dem «Seyyid», kommt er unter die Fittiche des älteren Khalil, der mit ihm das gleiche Schicksal teilt. Dieser weist ihn in die Führung des Ladens ganz in der Nähe des grossen Hauses ihres Herrn ein und bringt dem Jungen, der zu Hause eine Bantusprache oder Swahili gesprochen hat, ein paar Brocken Arabisch bei, die Sprache der Handelsherren hier am Meer. Yusuf sieht zum ersten Mal eine Stadt, einen Hafen, eine Moschee, lernt Araber und Inder kennen.

Zwischen verfeindeten Stämmen

Noch einmal wird er zu einem kleinen Händler in den Bergen «ausgeliehen». Aber dann holt ihn Aziz zurück, um ihn, der inzwischen zum jungen Mann geworden ist, auf eine seiner Reisen mit einer Handelskarawane ins Landesinnere vorzubereiten. Diese Reise dauert Monate und endet schlecht.



Abdulrazak Gurnah (Bild: pd)

Sie geraten in Auseinandersetzungen zwischen verfeindeten Stämmen des Hochlands, von denen man nicht so genau weiss, welche Rolle die Deutschen dabei spielen. Sie verkaufen wenig, verlieren immer mehr Männer, der Seyyid verliert fast sein gesamtes investiertes Kapital. Geschlagen und erschöpft kehren sie zurück.

Nicht genug, entdeckt die Frau des Kaufherrn ihn in dessen Abwesenheit als Heiler ihrer Krankheit, Yusuf sträubt sich immer wieder, das verbotene Haus zu betreten, zu allem Unglück verliebt er sich in Khalils Schwester. Dann rücken deutsche Offiziere mit ihren schwarzen Soldaten, den Askari, ein, um gewaltsam neue Soldaten zu rekrutieren. Es geht das Gerücht eines Kriegs gegen die Engländer. Yusuf flieht, sein Schicksal bleibt offen.

So endet das Leben im «Paradies». Für europäische Leserinnen und Leser tun sich Horizonte auf, dank einem Autor, den es nicht nur wegen der erzählten Geschichte, sondern auch wegen seines distanziert lakonischen Stils und seiner Sprache zu entdecken gilt.

Abdulrazak Gurnah: *Das verlorene Paradies*, Penguin Verlag 2021, Fr. 35.90.

Kollektives Bandgestöber

AuGeil feiert am 11. Februar im St.Galler Palace seinen fünften Geburtstag. Das Thurgauer Label hat die Kantonsgrenzen längst überwunden und seine Ohren mittlerweile in der ganzen Schweiz. Besuch in Frauenfeld, wo der Elan gross, aber die Bühnen klein sind. Von Corinne Riedener

Von links nach rechts: Rémy Sax, Tobias Rüetschi, Carmen Bosshart und Louis Keller. (Bild: co)

«Die Schweiz ist für uns auch nur eine Region», sagt Rémy Sax und lacht. «Das haben wir mal so beschlossen, hier ist ja alles recht klein.» Als das Label AuGeil Records von ihm und einer Handvoll Freunden 2016 gegründet wurde, damals eher aus Plausch, war das noch anders. Die Bands kamen hauptsächlich aus Frauenfeld und dem Thurgauer Umland. Mittlerweile sind bei AuGeil auch Acts aus der übrigen Schweiz, darunter P. Noir aus Basel, The Shattered Mind Machine aus Zürich oder das Fribourger Duo Crème Solaire. Insgesamt sind es bald 20. Drei davon – Büro, Gamma Kite und Prozpera – spielen am 11. Februar im St.Galler Palace, so es die Pandemie denn zulässt. Es ist das verspätete Geburtstagsfest zum Fünfjährigen.

Wir sitzen am grossen Tisch in der Frauenfelder WG von Rémy Sax (1994), Kunststudent, Buchhändler und Mitgründer von AuGeil. Neben ihm sitzen Louis Keller (1998), Musikstudent und ebenfalls im AuGeil-Vorstand, Jus-Studentin Carmen Bosshart (2001) und Tobias Rüetschi (1993), Kunststudent und neuerdings Booker im Winterthurer Gaswerk. Musik machen sie alle, teilweise auch zusammen, die Verstrickungen sind vielfältig, der gegenseitige Support gross.

Aus ähnlichen Beweggründen ist damals auch das Label AuGeil entstanden. Im Kern waren es etwa sieben Leute, ein enger Freundeskreis, mit der Idee, die virulente Frauenfelder Musikszene zu pushen. «Von uns für uns» war das Motto. «Wir wollten die Leute anspornen, ihre Sachen aufzunehmen und zu veröffentlichen», sagt Rémy Sax. «Ausserdem wollten wir uns als Künstler:innen glaubwürdiger machen.» Nicht, dass man nicht glaubwürdig wäre ohne Label, aber «es ist schwierig, aus der Ostschweiz und insbesondere aus Frauenfeld herauszukommen».

Klingende Erfolgsgeschichte

Das Winterthurer Radio Stadtfilter hat einmal gesagt, AuGeil sei eine Heimat für «psychedelische Rockmusik in all ihren Schattierungen». Kein Wunder, hat man dort relativ schnell Notiz genommen vom neuen Thurgauer Label. Winti ist Frauenfeld viel näher als St.Gallen, mit dem Zug zehn Minuten. Wobei die Genreschubladen des Labels heute viel weiter geöffnet sind als noch bei der Gründung. Heute gibt es auf AuGeil von Rock über Wave bis Glitch Hop fast alles zu

hören. Und eben: Auch die Kantonsgrenzen wurden gesprengt, Schweiz heisst die neue Region, man versteht sich als Sprungbrett und sucht aktiv den Austausch mit anderen Schweizer Labels.

Dabei waren die AuGeilen Ziele am Anfang eher bescheiden. Ein Sampler pro Jahr sollte released werden. Eine Art Sammelsurium des regionalen Musikschaffens, eine Plattform für junge Bands, um die Vielfalt zu zeigen. Vier sogenannte Geiltapes sind seither erschienen, das fünfte ist unterwegs – eine kleine Erfolgsgeschichte. Hier lässt sich die Geschichte des Labels gut nachhören: Auf dem ersten Tape steckten die Ohren noch in den Frauenfelder Rumpelkammern, heute kommen die Töne aus allen Ecken der Schweiz und haben das Demotape-Stadium in vielen Fällen überwunden – «auch wenn die DIY-Mentalität nach wie vor grossgeschrieben ist und auch unseren Charme ausmacht», wie Louis betont.

Wie ist dieser Zulauf zu erklären? Ein wichtiger Punkt ist sicher die Aufstellung von AuGeil als Verein. «Der Kollektivgedanke wird sehr geschätzt, wir haben keine Chefs oder Gatekeeper, sind nicht profitorientiert und funktionieren sehr niederschwellig», sagt Rémy. «Wenn wir ehrlich sind, wollten wir uns einfach nicht mit lästigen Fragen der Hierarchie oder des Geldes auseinandersetzen», ergänzt Tobias und grinst. «Aus diesem vermeintlichen Nachteil ist letztlich unser Vorteil geworden.»

Heute hat AuGeil knapp 20 Acts unter Vertrag – wobei das dreist übertrieben ist, denn schriftlich gibts hier nichts. Bei AuGeil läuft alles per Handschlag. 150 Franken pro Jahr kostet der Vereinsbeitrag, «ein Nullsummenspiel», wie die Vier erklären. Das Geld fliesse grösstenteils in die Homepage und die Onlinedistribution.

Von handglismet zu «organisierter»

Ganz ohne Strukturen kommt aber auch AuGeil nicht aus, nicht alles ist handgestrickt. «Wir versuchen, im Rahmen der Freiwilligenarbeit professioneller werden», sagt Rémy – «oder zumindest organisierter», korrigiert Louis. «Alles andere würde der Haltung des Labels und den Leuten dahinter nicht gerecht werden.» So gibt es Quartalssitzungen, Promo-Abläufe, einen Social Media-Verantwortlichen und ein Götti- bzw. Gottiprinzip, mit dem sich die Bands gegenseitig unterstützen. Auch die Bandbewerbungen unterliegen stets einem Kollektiventscheid. Hier ist die Motivation entscheidend, nicht unbedingt die musikalische Qualität. Passt die Wellenlänge?

Bei Carmen Bosshart alias Prozpera hat sie gepasst. Sie ist seit 2020 bei AuGeil «unter Vertrag» und im Februar ebenfalls auf der Palace-Bühne zu hören. Lange hat sie nichts vom Thurgauer Label gewusst. Die ersten Stücke hat die Münchwilerin während der Gymi-Zeit geschrieben, später hat sie Bekanntschaft gemacht mit yung porno büsi vom ebenfalls frauenfeldfreundlichen Label die yungen huren dot hiv. Sie war es, die die «Scouts» von AuGeil zu Prozpera gelotst hat. Oder wie Louis sich erinnert: «Wir haben Carmens Konzert gehört und direkt gewusst: Die passt zu uns.»

Im Juni 2021 ist Prozperas erste EP bei AuGeil herausgekommen. «Von alleine hätte ich mich wohl nicht so schnell getraut», sagt sie, «aber das Label hat mich angespornt, mir unter die Arme gegriffen und das Mastering übernommen.» Diese niederschwellige Zusammenarbeit habe sie sehr geschätzt, vor allem die konstruktive Kritik. «Für mich war es perfekt, denn ich will nicht von meiner Musik leben müssen, sondern sie einem breiteren Publikum zeigen. In einem professionellen Studio läuft man Gefahr, das Flair zu verlieren. Es kostet verdammt viel, man steht unter Zeitdruck und ist nicht in seiner gewohnten Umgebung. Bei AuGeil ist das anders.»

Freud und Leid der Peripherie

Auf dem Balkon beim Rauchen geht unser Blick über Frauenfeld Richtung See, vorbei am nahegelegenen Kasernen-Areal, das mittlerweile verlassen ist. Die neue Kaserne steht schon längst – was man mit der alten wohl alles anfangen könnte? Die Diskussionen in der Politik laufen. «Hoffentlich quartieren sie da nicht nur Start-Ups ein wie in anderen Städten», sagt Louis. «Man könnte so viel mehr aus diesem Areal machen, es kulturell nutzen, Ateliers, Clubs, Bühnen, Proberäume und sowas bauen.»

Ob sich ein solch grosses Areal in einer Kleinstadt wie dieser überhaupt füllen liesse mit Kunst und Kultur, ist die andere Frage, darin sind sich alle einig. Ihnen würde es reichen, wenn es nur schon eine oder zwei Bühnen mehr gäbe in der Thurgauer Hauptstadt, denn die Auftrittsmöglichkeiten hier sind, vorsichtig gesagt, beschränkt.

Es gibt – oder besser gesagt: gab – das Kaff, das früher eine gutgenutzte Spielwiese für junge Bands aus der Region war. «Ein Ort der Selbstverwirklichung, ohne sich um Repräsentation scheren zu müssen», wie die Vier sagen. Die halbe AuGeil-Clique hat sich da kennengelernt, nicht wenige sind Mitglied im Kaff-Kollektiv. Momentan steht es aber ohne fixes Lokal da. Ein Nachfolgeprojekt am «Unteren Mätteli» ist zwar in Planung, doch es gibt noch keine Baubewilligung und dann ist da noch die Sache mit dem lieben Geld …

Im benachbarten Kreuzlingen gibt es den Horst Klub mit seiner Garage Rock-Nische, aber sonst gibt es weitherum kaum Auftrittsmöglichkeiten für junge Bands, abgesehen von einigen kleinen Festivals. Das mache es auch für das Label schwierig, die Ohren in der Region offen zu halten. «Uns fehlen definitiv die Bühnen und die Plätze für junge Bands», sagt Rémy. «Und in die Winterthurer oder St.Galler Clubs kommen sie auch nicht so einfach rein – wobei es heute besser ist als noch vor fünf Jahren.»

«Niemand kommt freiwillig in den Thurgau, um unsere umtriebige Szene zu sehen», sagt Carmen und fröstelt. «Die Leute gehen lieber nach St.Gallen, Winti oder Zürich in den Ausgang.» Und Louis, der wegen seines Studiums derzeit in Basel wohnt, konstatiert etwas bitter: «Die Leute wissen ja teilweise nicht einmal, wo Frauenfeld liegt!» Die Stadt habe wohl «ein klassisches Peripherieproblem», schliesst Rémy die Diskussion, als wir wieder ins Haus gehen. «Zu gute Verbindungen nach draussen, um die Leute länger hier zu behalten.»

Trotz allem: Frauenfeld ist «au geil», darin sind sich alle einig. Nicht zuletzt, weil man hier trotz einer gewissen politischen Trägheit auch Spielräume nutzen kann. «Frauenfeld ist vielleicht eine Art Carte Blanche für junge Kulturschaffende», so das Fazit. «Die Stadt stellt sich zwar nicht unbedingt quer, ist aber auch froh, wenn wir einfach mal selber machen – ohne Vorurteile, aber auch ohne Vorbilder. Das ist unser Groove.»

augeil.ch, palace.sg

Geilfest mit Büro, Gamma Kite und Prozpera: 11. Februar, Palace St.Gallen

In der «Klause» zieht die Kunst ein

St.Gallen bekommt einen neuen Ausstellungsort. Er liegt, wie es sich in Coronazeiten gehört, outdoor, dafür im Herzen der Stadt: in der Mülenenschlucht. Im Februar wird «Die Klause» eröffnet. Von Peter Surber

Filmstill aus «Sculpture Massage» mit Andrea Vogel.

Ein Riesenfuss aus Sandstein, mannshoch, rund sechs Meter lang, etwa 60 Tonnen schwer, rundherum Wiese, zwischen den Zehen wächst Gras. Eine Frau ganz in Weiss nähert sich der Skulptur und beginnt sie zu massieren, erst an der Ferse, dann dem Rist entlang bis zu den Zehen und rundherum zurück. Es ist eine Aktion ohne Worte, voller Irritation und Zärtlichkeit, festgehalten von einer ruhigen Kamera.

«Sculpture Massage» nennt Andrea Vogel, die Frau in Weiss, ihre Arbeit. Das Langzeitprojekt hat vor Jahren mit dem Massieren der Skulptur *Die Schwebende* in Rorschach begonnen. Inzwischen hat die Performancekünstlerin insgesamt 24 Skulpturen im öffentlichen Raum massiert: Werke von Peter Kamm in St.Gallen, Max Bill in Zürich oder die Helvetia in Basel, dazu Skulpturen in verschiedenen europäischen Städten und an der Westaustralischen Küste.

Kunst auf der Strasse des Friedens

Der *Grosse Fuss* im Film stammt vom Japaner Yoshimi Hashimoto. Er liegt bei St.Wendel im Saarland und ist eine von über 50 Skulpturen, die zusammen eine «Strasse des Friedens» bilden. So nannte der deutsche Bildhauer Otto Freundlich in den 1920er-Jahren seine Vision eines Skulpturenwegs von Paris bis Moskau. Er blieb unrealisiert: Freundlich, einer der Wegbereiter der Abstraktion, wurde 1943 im Vernichtungslager Majdanek umgebracht. 1971 nahm der Künstler Leo Kornbrust Freundlichs völkerverbindende Idee wieder auf und initiierte eine erste «Strasse des Friedens». Seither kamen weitere Teilstücke hinzu, unter anderem in Ostdeutschland.

«Auf die Strasse gehen» nennt Andrea Vogel ihr Projekt, diese Friedensskulpturen zu massieren. Die «Strasse des Friedens» sei unvermindert aktuell. Von Otto Freundlich stammt das Zitat: «Je ungeistiger, je brutaler die Gegenwart, desto Geistigeres, Feineres muss man tun. Das ist Starksein.» Dies passe gut zu ihrem Ansatz, «weich und hart zu verbinden», sagt Andrea Vogel. Den inzwischen über 90-jährigen Bildhauer Leo Kornbrust hat sie im Jahr 2020 besucht, Filmemacher Jan Buchholz hat die Begegnung dokumentiert.

Innert drei Jahren planen die beiden mehrere Reisen entlang der «Strasse des Friedens». Das Projekt wird mit einem Werkbeitrag der Stadt und des Kantons St.Gallen unterstützt. Vorerst aber gibt Vogel in der Mülenenschlucht Einblick in ihre Arbeit. Und damit kommt die weitläufige «Strasse des Friedens» zusammen mit einem steilen engen Stück St.Gallen.

Kunst in der stotzigen Schlucht

An dem eiskalten Schneetag pfeift der Wind die Mühlenstrasse hinauf und hinab. An der schmalsten Stelle, bei Haus Nr. 17, treffen wir Anita Zimmermann und Andrea Vogel. Ein blaues Haus duckt sich unter den gewaltigen Nagelfluhfelsen, daneben ein Mauervorsprung, den Anita Zimmermann «Podest» getauft hat. Er ist die eine Hälfte der neuen Ausstellungslokalität. Die andere ist das «Schaufenster» im Haus daneben. Zwei Plätze für wechselnde Ausstellungen, beide nur von aussen einsehbar, dafür 24 Stunden am Tag: Das verspricht «Die Klause». Hier im Schaufenster wird ab Ende März Andrea Vogels Video zur «Strasse des Friedens» zu sehen sein.

Hinter dem Fenster liegt ein ungenutzter Raum, einst eine Werkstatt – und ungenutzte Räume zu Kunstorten

Anita Zimmermann und Andrea Vogel vor der «Klause» (Bild: Su.)

umzufunktionieren, ist die Passion von Anita Zimmermann aka Leila Bock. Seit 2015 hat sie dreimal einen «Geilen Block» mit einer Gruppenausstellung bespielt, jetzt ab März kommt ein vierter hinzu in einer ehemaligen Fahnenfabrik, mehr dazu unten. Zwischendurch hat sie zudem zusammen mit Marianne Rinderknecht «Hiltibold» erfunden: zwei Fensternischen in der Goliathgasse, die seit bald fünf Jahren im stetigen Dreiwochentakt von jeweils zwei Kunstschaffenden für drei Wochen bespielt werden.

Leila Bock und ihr Trägerverein bleiben auch mit der Klause der Grundidee treu, «im Rahmen von Zwischennutzungen möglichst viele Kunstschaffende zu vernetzen und mit möglichst viel Publikum in kurzer Zeit zusammenzubringen». In Coronazeiten gelte es erst recht, Begegnungen zu ermöglichen und «den äusseren Zwängen ein Schnippchen zu schlagen».

Schönes Zusammentreffen, dass sich von Hiltibold, dem Begleiter des Gallus, jetzt der Bogen zu Gallus selber schlägt, in jene Schlucht, in der der St.Galler Stadtheilige angeblich gestrauchelt ist und seine erste Klause errichtet hat. Wie es zur neuen Kunstklause kam, erzählt Anita Zimmermann beim Gespräch im leerstehenden Werkstattraum: Ihr, die ganz in der Nähe, auf der anderen Steinachseite wohnt und arbeitet, sei das unscheinbare Haus bei Gängen durchs Quartier schon länger ins Auge gestochen. Sie sprach daher den Besitzer, Mathias Straetling, an und konnte ihn von der Idee überzeugen, hier einen temporären Ausstellungsort einzurichten. Die Lage sei ideal, sagt Zimmermann: hier kämen «Hundespazierer, Touristinnen, Arbeitende und Naturgeniesser» vorbei.

Für den Betrieb des ersten Jahres hat der Kanton St.Gallen Transformationsgelder gesprochen; «Gratulation an Leila Bock!», sagt Anita Zimmermann und ergänzt: «Wir können somit für ein Jahr gute Honorare bezahlen. Das braucht die Kunst.» Der Raum und das Podest sollen nach dem Transformationsprojekt jedoch im stetigen Wechsel als Plattform für Kunstschaffende bestehen bleiben.

Zur Eröffnung sind Andy Storchenegger mit einer Arbeit auf dem Podest und Roman Signer im Schaufenster mit dabei, Vernissage ist am 12. Februar. Im März folgen Monika Sennhauser auf dem Podest (ab 12. März) und Andrea Vogel mit ihrer Arbeit «Massage Sculpture» (ab 26. März). Die Ablösungen passieren verschoben, so dass sich die «Klause» zumindest zweimal im Monat mit einer Outdoor-Vernissage belebt. Das Programm steht vorerst bis Oktober.

Kunst zeigt Flagge

Im Februar geht die Klause auf – und im März öffnet die Fahnenfabrik: Im Gebäude an der Lindenstrasse im Osten St.Gallens sollen 22 Wohnungen «für Menschen in der zweiten Lebenshälfte» entstehen. Die Genossenschaft SeGeWo arbeitet seit längerem auf dieses Ziel hin. Als Zwischennutzung nistet sich im März für ein langes Wochenende Leila Bock ein. Das Motto: «Kunst zeigt Flagge». Anita Zimmermann und Mitinitiant Stefan Rohner haben über 40 Kunstschaffende aus der ganzen Ostschweiz für das Projekt angefragt.

Die Fahnenfabrik schliesst an frühere Gruppenausstellungen an: 2015 hat Leila Bock einen ersten «Geilen Block», einen dem Abbruch geweihten Wohnblock in Rotmonten, belebt, 2017 kam ein zweiter «Block» (im ehemaligen Cornelia-Gebäude in Trogen) und 2020 ein dritter in einer Fabrikliegenschaft in Arbon hinzu. Die Arbeiten für den neusten Block sollen unter dem Stichwort «Fahnen» stehen, politische Bezüge sind erwünscht. «Schöne Aussichten», schreibt Anita Zimmermann.

Die Klause: ab 12. Februar (Vernissage 16 Uhr), Mühlenstrasse 17, St.Gallen
12. Februar bis 20. März: Roman Signer, 12. Februar bis 6. März :Andy Storchenegger, 12. März bis 17. April: Monika Sennhauser, 26. März bis 1. Mai: Andrea Vogel

Geiler Block: 17. bis 20. März, Lindenstrasse 122, St.Gallen

Typograf*in
mit eidg. Fachausweis (EFA)

Jetzt anmelden!
Start
August 2022

gbs sg.ch

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung
Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

BARATELLA

Quarantäne, Booster oder gar Isolation
nur das Beste für das menschliche Wohl

vergessen dabei geht die Freude und das Lachen
und was die Menschen sonst noch gern machen

Die Stimme der Seele sagt: La vita è bella!
und wer sie versteht schätzt das Baratella

mit viel Freude
das Baratella-Team

unsere Pasta ist auch erhältlich bei:

Arte Vino, St.Jakob-Strasse 64, 9000 St.Gallen
Regio Herz, Bahnhofstrasse 2, 9000 St.Gallen

Saiten | **Workshop**

Nachrichtenkompetenz

Eine Medienwerkstatt für Schulen und Organisationen

kklick
Kulturvermittlung Ostschweiz

Journalismus hat in den letzten Jahren eine eigentümliche Prominenz erfahren. Irgendwo zwischen Retterin der Demokratie und vierter Staatsgewalt verortet, herausgefordert durch Fake News und Mircotargeting, kämpft Journalismus um Glaubwürdigkeit und Reichweite.

Nachrichtenkompetenz hilft einer aufgeklärten Gesellschaft, sich im riesigen Angebot von Zeitungen, TV- und Radioprogrammen, Onlineangeboten und Social-Media-Kanälen zurechtzufinden.

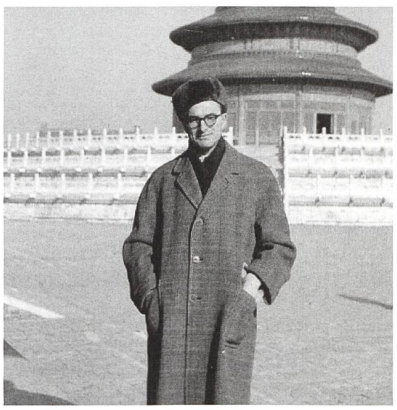
Saiten hat deshalb anlässlich des 25-Jahr-Jubiläums eine Medienwerkstatt zur Nachrichtenkompetenz initiiert und in Kooperation mit Christian Müller vom Kultur- und Medienbüro WORT TON WELLE erarbeitet.

Sie richtet sich – entsprechend angepasst – an Schulen der Sek I und Sek II, Berufsschulen oder Fachhochschulen. Auch Unternehmen und Organisationen können die Medienwerkstatt buchen.

Mehr wissen: saiten.ch/medienwerkstatt

Zwei «glaubwürdige Kapitalisten»

Danielle Jaeggis Dokfilm *Thiel der Rote – Ein sehr diskreter Agent* zeigt eine Familiengeschichte, aber auch ein unbehagliches Stück Schweizer Überwachungsgeschichte. Von Corinne Riedener



Reynold Thiel.

«Drôle» sei dieser Mann gewesen, so ganz anders als die grauen Herren, die sonst im Hause Jaeggi ein und aus gingen. So beschreibt Regisseurin Danielle Jaeggi den Protagonisten ihres Films, Reynold Thiel, der für sie immer nur «Noldi» hiess. Sie kannte ihn von klein auf. Thiel war der beste Freud ihres Vaters François Jaeggi, die beiden waren sich ein Leben lang verbunden. Und sie haben zusammen Dinge erlebt, die besten Stoff für einen Spionagethriller liefern würden. Nur dass es sich hierbei nicht um einen Roman handelt.

Wer war Thiel, diese schillernde Figur? Im September 1963 wird sein Portemonnaie in den Trümmern einer Swissair Caravelle gefunden. Sie hatte nach dem Start in Kloten Feuer gefangen und war in Dürrenäsch abgestürzt. Thiels letzter Flug. Der Geschäftsmann, Modeschöpfer und Pianist aus Neuchâtel war der Öffentlichkeit kaum bekannt. Umso besser kannten ihn dafür die Polizei und der Nachrichtendienst: Jahrzehntelang hatten sie Thiel minutiös überwacht, sein Dossier lag stets in der bundesrätlichen Schublade – die greifbare Angst der Schweizer Behörden vor allem, was irgendwie links, antifaschistisch und kommunistisch ist.

Paris, Spanien, Frankreich

Überwacht werden Thiel und sein Compagnon François seit den 1930er-Jahren. Sie lernen sich damals in Paris kennen, verkehren mit Künstler:innen und Aktivist:innen aus ganz Europa und engagieren sich im kommunistischen Kampf gegen die soziale Ungerechtigkeit. Jaeggi, damals Medizinstudent, ist fasziniert von diesem internationalen, kämpferischen Umfeld. In einem Brief an seine Eltern schreibt er: «Hier schliessen sich die Linken wenigstens zusammen gegen die Faschistenschweine!»

Mitte der 30er-Jahre verlassen Thiel und Jaeggi Paris Richtung Romandie, wo sie sich weiter politisch vernetzen und engagieren, stets mit der Polizei im Nacken. 1938 schliessen sie sich den Internationalen Brigaden in Spanien an. Kurz vor der Niederlage der Republik lernen sie zwei Männer kennen, die für den weiteren Verlauf ihrer Leben eine grosse Rolle spielen werden: den US-Diplomaten Noël Field und den kommunistischen Aktivisten Mikhael Feintuch alias Jean Jérôme. Während François bei Kriegsausbruch 1939 wegen einer Tuberkulose in einem Davoser Sanatorium weilt, verpflichtet sich Reynold der Résistance und kämpft unter dem Decknamen Raymond Tirel gegen die deutsche Besatzung.

Die beiden treffen sich erst nach Kriegsende wieder. Europa ist im Wiederaufbau. Die Sowjetunion gehört – sehr zur Freude der beiden Freunde – zu den Siegermächten. Regisseurin Danielle Jaeggi ist damals in der Primarschule und ebenfalls fasziniert von den Idealen ihres Vaters: «Als Kind stellte ich mir den Kommunismus als Wiese mit Obstbäumen vor, wo sich alle bedienen durften», erklärt sie im Film. Ihr damaliges Vorbild war die sowjetische Musterschülerin «Maroussia», deren grösster Traum es ist, als Klassenbeste einmal Stalin zu treffen.

Im westlichen Wohnzimmeridyll

Aus heutiger Sicht ziemlich verblendet. Nicht zuletzt, da Stalins Grosser Terror schon vor dem Krieg unzählige Opfer gefordert hatte. Danielle Jaeggi thematisiert diesen Zwiespalt in ihrem Film, wenn auch etwas zu knapp. Aus den Aufzeichnungen ihres Vaters geht aber hervor, dass er sich der Schattenseiten des kommunistischen Regimes durchaus bewusst war – und seine Konsequenzen daraus zog.

Dabei war die Gegenseite nicht weniger verblendet. Als in den 50er-Jahren der Eiserne Vorhang hochgezogen wird, macht auch die antikommunistische Propagandamaschine mobil. Die Wochenschau-Bilder von Bundesrat Max Petitpierre, wie er Pfeife rauchend mit seiner Vorzeigefamilie im westlichen Wohnzimmeridyll sitzt, sind geradezu absurd. Er war es, der Thiels Akte stets griffbereit in der Schublade hatte. Und hier beginnt erst die eigentliche Geschichte.

Thiel und Jaeggi machen sich das US-Handelsembargo zunutze und werden zu «Hommes d'affaires». Im Auftrag von Jean Jérôme gründen sie unter anderem die Firma Serti S.A. und werden Teil eines kommunistischen Handelsnetzwerks. Ihre Geschäftsreisen, die «der Verschleierung kommunistischer Aktivitäten» dienen, wie die Polizei damals festhält, führen sie regelmässig nach Rumänien, China, Syrien, Russland. Sie tun alles, um in der Öffentlichkeit als «glaubwürdige Kapitalisten» wahrgenommen zu werden. Lange laufen die Geschäfte gut – bis ihr Compagnon Noël Field auf rätselhafte Weise verschwindet und Thiel unvorsichtig wird …

Schweizer Polizeiarbeit: akribisch und lückenlos

«Mir wurde eine Aufgabe zugeteilt, ich tat mein Bestes, ohne dumme Fragen zu stellen», erklärt Roger Jacquemet, ein ehemaliger Inspektor der politischen Polizei, im Film. «Das ist alles. Ich habe nur meine Arbeit getan.» Danielle Jaeggi hat – mithilfe des Journalisten Alain Campiotti – sehenswert aufgearbeitet, wie akribisch und lückenlos diese Arbeit der Schweizer Behörden bis zu Thiels Tod war. Mit jedem aktenkundigen Zitat, mit jeder Minute wächst das Unbehagen. Auch im Wissen, dass die staatliche Überwachung seither noch viel besorgniserregendere Ausmasse angenommen hat.

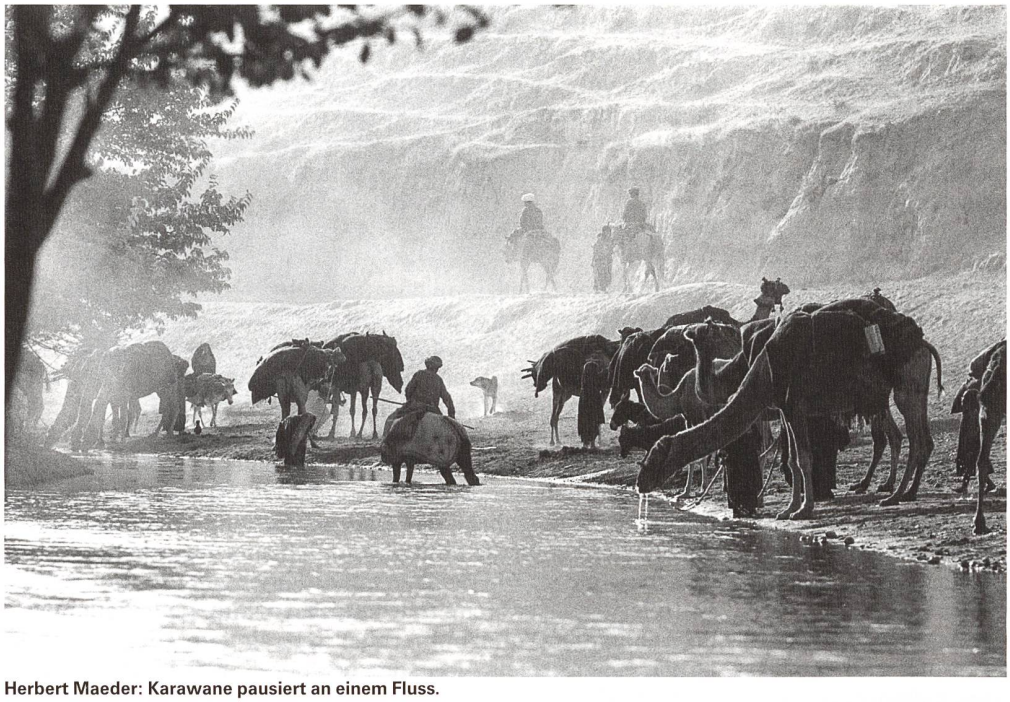
Jaeggis Film geht, eingebettet in eine Familiengeschichte, nicht nur den Entwicklungen vom Aufkommen des Faschismus bis zum Kalten Krieg nach, er beleuchtet auch ein aufschlussreiches Stück Schweizer Geschichte in diesem globalen Kontext – und zeigt unter anderem, wie biegsam die eidgenössischen Prinzipien sind, wenn es um Wirtschaft und Wohlstand geht.

kinok.ch

Thiel der Rote – Ein sehr diskreter Agent: ab 1. Februar im Kinok St.Gallen

Sehnsuchtsorte sind nicht modern

Herbert Maeders Afghanistan-Bilder im Volkskundemuseum Stein: Erinnerungen an eine zerstörte Kultur. Von Hanspeter Spörri



Herbert Maeder: Karawane pausiert an einem Fluss.

«Afghanistan ist mehr als Taliban und Islamismus.» Das sagt Nathalie Büsser, Kuratorin der Sonderausstellung im Appenzeller Volkskundemuseum in Stein mit Bildern des Fotografen Herbert Maeder. Es sind historische Aufnahmen, entstanden zwischen 1967 und 1970. Der Anstoss, sie zu zeigen, kam vom Fotografen und Autor Matthias Messmer. Der fand es nötig, das Land in anderem Licht zu zeigen, und wies auf Herbert Maeders Bilderschatz und dessen 1972 veröffentlichten Bildband über Afghanistan hin.

Nathalie Büsser fing sofort Feuer und tat sich mit der Szenografin Helen Prates de Matos zusammen. Die beiden wollten nicht eine klassische Fotoausstellung aufbauen, sondern entwickelten ein Konzept, das in vielfältiger Weise eine Annäherung an den vor fünf Jahren verstorbenen Herbert Maeder und an Afghanistan erlaubt – und auf einer These aufbaut: Der Fotograf aus Rehetobel, vermutet Nathalie Büsser, habe in Afghanistan «sein Appenzellerland wiedergefunden».

Zunächst fragten sich die Ausstellungsmacherinnen, ob Maeder allenfalls einen «weissen», kolonialistischen Blick auf das Fremde und Exotische gehabt habe. Nach eingehender Beschäftigung mit Maeders Bildern und Texten aber kamen sie zum Schluss, dass dies nicht der Fall sei und er den porträtierten Menschen auf Augenhöhe begegnet sei.

Faszination für die «einfachen Leute»

Wer wie ich Herbert Maeder gekannt und immer wieder mit ihm über sein Fotografieren, über politische und gesellschaftliche Themen und über Afghanistan gesprochen hat, weiss, was ihn als Fotoreporter anzog: die einfachen Leute in ihrem Existenzkampf, mit ihrem grossen Wissen über die Natur, ihrer traditionellen Kultur, ihrer handwerklichen Fertigkeit, ihrem bäuerlichen Genius. Das hat er, der 1930 als Drogistensohn in Wil auf die Welt gekommen war, schon in jungen Jahren gesucht. In der Zeitschrift «Du» vom Dezember 1955 findet sich ein kurzer Text Maeders zu einer Fotografie, eigentlich eine lange Bildlegende:

«In einem Walliser Seitental habe ich Luigi kennengelernt, als ich von einem einsamen Gipfel hinunterstieg. Er war allein mit 500 Schafen. Eine Höhle diente ihm als Unterkunft. Luigi lud mich zum Kaffee ein. Es wurde Abend dabei und Luigi bereitete einen Kessel Minestrone. In einer steinernen Mulde, die mit Heu ausgepolstert war, sangen, rauchten und schliefen wir. Der Hund wärmte uns die Füsse. Die Schafe standen einen Steinwurf von der Höhle entfernt geduldig im Regen. Sie liefen in jener schwarzen Regennacht nicht davon. Am Morgen, als es noch immer regnete und ich mit Luigi nach den Schafen geschaut hatte, erzählte er mir vieles. Konnte ich meinen Ohren glauben? War das ein romantisches Schäferleben?»

Nein, es war eine Geschichte über Krieg, Gefangenschaft, Tod, Flucht aus Russland, die Maeder vernahm:

«Überall sind gute Menschen. Auch in Russland. Sie haben ihm Obdach gegeben (...). Zwei Jahre auf dem Heimweg. Immer zu Fuss. Immer in Lumpen gehüllt. Immer die Nacht zum Gefährten und die Furcht. Und jetzt hütet Luigi die Schafe. Nur im Winter kehrt er zu seinen Lieben zurück.»

In der Zeit, als dieser Text entstand, arbeitete der 25-jährige Maeder auch an seinem ersten Bildband über das Appen-

Herbert Maeder: Teppichknüpferinnen. (Bilder: Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden)

zellerland: *Alpstein* erschien 1956 im Niggli-Verlag Teufen. Auch im Appenzellerland fand und suchte Maeder die einfachen Leute. Das Appenzellerland wurde damals zu seiner Wahlheimat, der er einen grossen Teil seiner Arbeit widmete. In der Ausstellung findet sich ein Zitat von ihm: «Heimat ist, wo man sich wohl fühlt, wo man frei atmen und in eine schöne Landschaft schauen kann, wo man Freunde hat und da und dort ein lauschiges Wirtschäftli.»

Letztere fand er in Afghanistan nicht. Dafür beeindruckte ihn die Gastfreundschaft. Ein erstes Mal besuchte er Afghanistan als Bergsteiger, auf Einladung von bergsteigerisch interessierten Freunden. Zwei weitere Male reiste er wegen der Menschen, ihrer vielfältigen Kultur, ihrer Herzlichkeit in das Land. «Zeit ist nicht Geld in Afghanistan. Zeit ist Leben, von Allah geschenkt, von Allah genommen», schrieb er im Vorwort zu *Berge, Pferde und Bazare.*

Afghanistan war zur Zeit, als Herbert Maeder das Land besuchte, ein Sehnsuchtsort, wie Nathalie Büsser an der Vernissage erklärte. Für die junge Generation, die Hippies, war es ein Versprechen, der Konsumgesellschaft, der Hektik, dem Kapitalismus entfliehen zu können. Auch Maeder hatte Verständnis für diese Sichtweise. Für die bürgerliche Gesellschaft in der Schweiz bot Afghanistan Exotik pur, die man sich gerne in Form eines Teppichs in die eigene Stube holte – und mit Maeders Bildband.

Ob Herbert Maeder eine weitere Gemeinsamkeit bewusst war? Das Appenzellerland war damals ebenfalls ein Sehnsuchtsort – für jugendliche Aussteiger, die in abgelegenen Bauernhäusern ihre Wohngemeinschaften gründeten, um ein einfaches Landleben zu führen. Und für Konservative, die im Appenzeller den bodenständigsten Schweizer zu sehen meinten und sich am appenzellischen Widerstand gegen das Frauenstimmrecht erfreuten.

In der Ausstellung, die nun, 50 Jahre später, um diese Bilder und mit ihnen zusammengestellt wurde, gewinnt Maeders Werk eine politische Dimension. Sie bilden den Gegenpol zu den bekannten Bildern von Krieg und Flucht, die man kaum mehr aus dem Kopf vertreiben kann. Sie zeigen eine untergegangene Kultur. «Meine afghanischen Freunde mögen mir verzeihen», schrieb er im Vorwort, «dass in diesem Bildband das moderne Afghanistan, auf das sie mit Recht stolz sind, kaum vorkommt.» Es war ein bewusster Entscheid: Sehnsuchtsorte sind nicht modern.

Mahnmal der Zerstörung eines Landes

Auch das moderne Appenzellerland zeigte Maeder nicht in seinen Büchern, sondern nur im Wahlkampf um den zweiten Ausserrhoder Nationalratssitz, den er 1983 gewann: In seinen Diavorträgen, die er in fast allen Dörfern hielt, dokumentierte er, wie die appenzellische Landschaft durch die fortschreitende Bebauung und Intensivierung der Landwirtschaft verändert – verschandelt – wurde. Das sehen zu müssen, empfand er als fast physischen Schmerz. Und aus der Ferne mitansehen zu müssen, wie Afghanistan zum Spielball im globalen Machtkampf wurde, wie 1979 die Sowjetunion einen Marionettenstaat errichtete, wie dann radikale islamistische Kräfte obsiegten, die einst von westlichen Geheimdiensten als Speerspitze gegen die Sowjetunion mit aufgebaut und ausgerüstet worden waren – es muss für ihn unerträglich gewesen sein.

Heute sind Maeders Bilder so etwas wie ein Denkmal: für das, was sein könnte, aber nicht mehr ist. Sie wirken häufig wie Schnappschüsse. Aber sie sind auch komponiert, erinnern dadurch an Gemälde. Die Zeit ist in ihnen nicht eingefroren, sondern in Bewegung. Es geschieht in diesen Bildern etwas. Sie lassen sich deshalb nicht nur beschreiben, sondern sogar erzählen. Auch diesem Aspekt nähert sich die Ausstellung mit einem Versuch: einer Tonspur zum Bilder-Hören.

appenzeller-museum.ch

«Appenzell in Afghanistan. Unterwegs mit dem Fotografen Herbert Maeder 1967–1970»: bis 30. April, Volkskundemuseum Stein AR

«Das Einfachste ist das Schwerste»

2022 feiert Mummenschanz das 50-Jahr-Jubiläum. Die Truppe mit Sitz in Altstätten hat eine eigene Kunstform geschaffen, ein universelles Theater der Masken, Formen und Bewegungen. Ein Gespräch mit Roy Oppenheim, Autor des Jubiläumsbuchs. Von Urs Oskar Keller

Mummenschanz 1988, unterwegs mit dem Zirkus Knie. (Bild: Urs Oskar Keller)

Saiten: Wann sind Sie Mummenschanz zum ersten Mal begegnet?

Roy Oppenheim: Das erste Mal auf der Bühne sah ich Bernie Schürch und Andres Bossard in einem Kleintheater in Bern. Sie zeigten neuartige verrückte Bühnenexperimente. Schon damals fast ohne Worte. Oft sassen gerade mal fünf Leute im Publikum im Berner Theater am Käfigturm. Mummenschanz traten dann jeweils vor den Vorhang und stimmten ab, ob die Aufführung unter diesen Bedingungen stattfinden sollte. Die wenigen Gäste waren immer dafür. Mit der Zeit allerdings bedurfte es finanzieller Einnahmen, ohne jedoch die idealistische Grundhaltung der Mummenschanz-Truppe infrage zu stellen. Diese Gratwanderung zwischen Kunst und Kommerz findet bis heute statt.

Was fasziniert Sie an den Mimen ohne Worte?

Das Einfachste ist das Schwerste. Mummenschanz setzt in dieser lauten Welt auf ein stilles Theater, das jeden einzelnen Besucher berühren möchte. Die Mummenschanz-Artisten reden nicht, singen nicht, haben kein Dekor. Sie agieren meist anonym, hinter oder in ihren Masken. Die Darstellerinnen und Darsteller stehen nicht im Vordergrund, sondern bleiben diskret verborgen. Diese besondere Art von Bescheidenheit ist in einer Welt des Starkults und der elektronischen Feuerwerke wohltuend und zukunftsweisend.

Ihr Buch ist die dritte Publikation über Mummenschanz, nach zwei Bildbänden 1984 und 1997. Wie ist Ihr Werk entstanden und was waren die interessanten und schwierigen Momente während der Arbeit?

Vor zwei Jahren hat mich Marc Reinhardt, der Geschäftsführer von Mummenschanz, kontaktiert. Anschliessend habe ich Mummenschanz in Altstätten besucht, und Floriana Frassetto und ich haben uns ausgetauscht, um zu sehen, ob unsere «Chemie» stimmt. Die interessantesten Momente waren und sind die unterschiedlichsten Begegnungen mit den Menschen, die Mummenschanz verkörpern. Die schwierigsten Aspekte waren die Recherchen. Denn bis heute gibt es kein zentrales Archiv. Vieles musste mühsam aus Zeitungen, Radio- und Fernsehsendungen rund um den Erdball zusammengesucht werden.

Gibt es auch kritische Äusserungen im Buch?
Mit 32 Zeugen aus den letzten 50 Jahren hatte ich Kontakt. Natürlich gibt es kritische Aspekte. Etwa die Schwierigkeiten der neuen jungen Kräfte, mit den komplizierten Masken und Kostümen zurechtzukommen. Oder die finanziellen Probleme, die der Mäzen und Hans Jörg Tobler 1997 zu lösen versuchte, um Mummenschanz vor dem Bankrott zu bewahren.

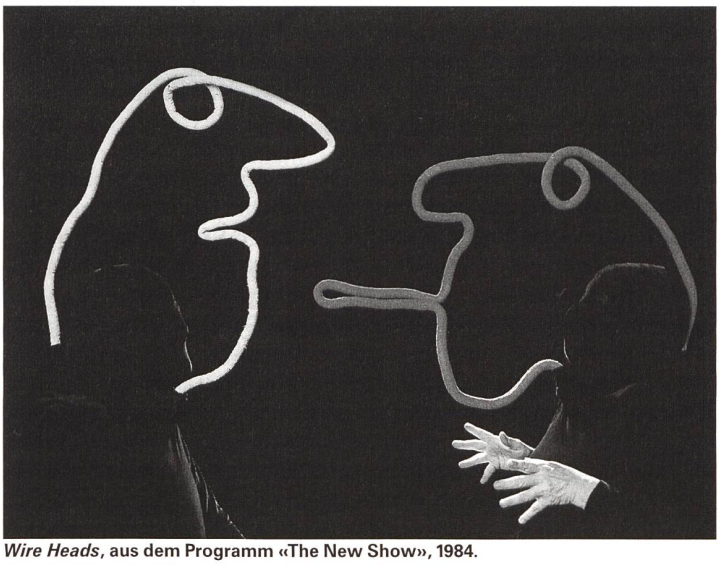
Gründungsmitglied Andres Bossard starb 1992. Bernie Schürch verliess die Truppe 2012 nach 5700 Vorstellungen aus Altersgründen. Floriana Frassetto ist 71. Wie sehen sie die Zukunft der Truppe?
Mummenschanz verfügt heute über junge, neue Künstlerinnen und Künstler. Das ist die Grundlage für die Zukunft. Entscheidend war und ist das Feu sacré, das innere Feuer, das Mummenschanz während 50 Jahren beflügelte, zu immer neuen Ideen, Figuren, Geschichten vorwärts treibt und Mummenschanz einen Halt gibt. Humor ist ein zentrales Element in der Welt von Mummenschanz. Humor bedarf einer überlegenen Gemütsstimmung, verrät humane Gelassenheit, philosophische Besinnung und Betrachtung, vor allem auch menschliche Schwächen und Unzulänglichkeiten. Humor ist deshalb Zeugnis einer geistigen Freiheit, nicht alles – und schon gar nicht sich selber – allzu ernst zu nehmen. Humor bedient sich des Schmunzelns, oft auch des Witzes und der paradoxen Situation, des Aufeinandertreffens von zwei Dingen, die eigentlich gar nicht zueinander passen. «Selbstbewusstsein ist nicht komisch, auch Stolpern ist nicht komisch, nur beides zusammen», sagt Max Frisch.

Der Name Mummenschanz kommt ursprünglich «von vermummten Personen während der Fastnachtszeit gespieltes Würfelspiel», so steht es im Duden. Warum hat sich das Trio seinerzeit diesen Namen gegeben?
Über die Entdeckung des Begriffs Mummenschanz sind verschiedene Legenden im Umlauf. 1972 findet im Musée de l'Homme in Paris eine Ausstellung über das Bauhaus mit Werken von Oskar Schlemmer statt, die Floriana, Andres und Bernie in Paris besuchen. Die drei Gründungsmitglieder erkennen sofort: Das ist kein traditionelles Theater, sondern ein modernes Spiel mit dem bewegten Körper im Raum, mit stilisierten Kostümen und dem überraschenden Namen «Mummenschanz». Andres, Bernie und Floriana sind von diesem fantasievollen Wort fasziniert. Der Name für ihre Truppe ist gefunden.

«Mummenschanz» ist eine Verquickung zweier Ausdrücke: «Mummen» ist eine Kurzform von vermummen, verhüllen, verkleiden. Das zweite Element «schanz» ist vom französischen «chance» hergeleitet. Die Verbindung der beiden Ausdrücke bezeichnet ein im Mittelalter zur Fastenzeit gespieltes Würfel-Kartenspiel, dessen Spieler ihre Gesichter hinter Holzmasken verbergen, um nicht erkannt zu werden oder um sich nicht dem Gegner durch ihr Minenspiel zu verraten. Auch vermummten sich die Söldner früherer Jahrhunderte bei ihrem Glücksspiel vor Aufbruch in eine unbekannte Zukunft, um nicht zu sehen, in welche Richtung der Würfel fällt.

Das Programm «50 Years» bringt Repertoire-Klassiker neben neuen Stücken. Wie finden Sie es, und was sind Ihre liebsten Figuren?
Die Premiere hat ja erst im Dezember 2021 in Zürich stattgefunden. Trotz Corona bei vollem Haus. Man hat gespürt, wie tief Mummenschanz im Publikum verankert ist. Für viele Besucherinnen und Besucher war es ein lang ersehntes Wiedersehen mit Bekannten und Freunden. Highlights sind für mich Big Eyes, Hoodies – die Nummer mit vier eifrig tippenden Handy-, Game- und Selfie-süchtigen Internet-Zombies –, dann Viola & Violin oder die surreale Nummer mit den Toilettenpapierrollen.

Mummenschanz um 1972. (Bilder: Verlag)


Wire Heads, aus dem Programm «The New Show», 1984.

Man kann also sagen: Auch nach 50 Jahren ist Mummenschanz – mit neuen Kräften – weiterhin unterwegs?
Ja. Das schöpferische Potenzial, das in jeder und jedem von uns als Kreativität und Innovationsfreude verborgen ist, setzt eine besondere Form des Querdenkens voraus. Die Figuren von Mummenschanz leben dies vor.

Roy Oppenheim: *Mummenschanz – Die Virtuosen der Stille und ihre erfolgreiche Reise durch die Welt der Fantasie*, Verlag Werd & Weber, Thun 2021, Fr. 49.–

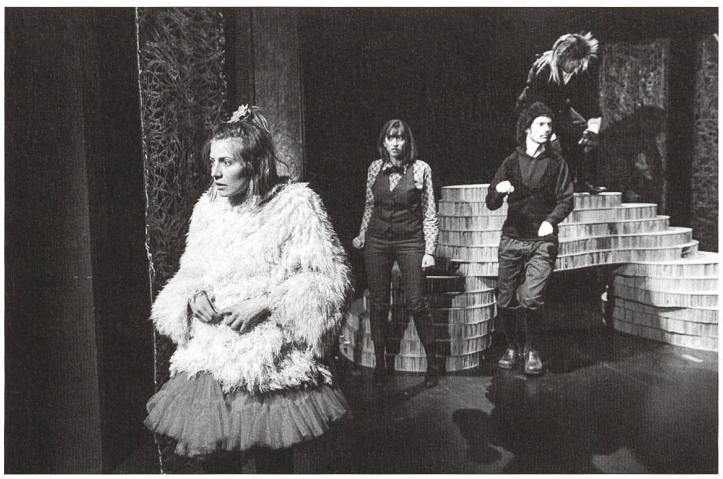
Mummenschanz in der Ostschweiz:
25. und 26. März: Tonhalle Wil
29. und 30. April: Stadttheater Schaffhausen
«50 Years» ist bis Ende Juni in der Schweiz auf Tournee, danach in Europa, ab Herbst 2022 in den USA und in Asien.

mummenschanz.com

Ausstellung im Historischen und Völkerkundemuseum St.Gallen ab 14. April

Kamel und Nashorn in der Lok

Zum dritten Mal bringt im Februar das Festival Jungspund Theater für ein junges Publikum in die St.Galler Lokremise. 13 Stücke stehen auf dem Programm; dazu wird debattiert, wie es um die Szene steht. Von Peter Surber



Szene aus *Was das Nashorn sah* ... (Bild: pd)

Ein Kamel erobert die St.Galler Lokremise – und hat aller Voraussicht nach die Sympathien des Publikums auf sicher. Das Kamel spielt die Hauptrolle im neuen Stück des Cirque de Loin von Michael Finger. Es gerät in der Wüste in einen Hinterhalt, wird an einen Zirkus in Europa verkauft und freundet sich mit dem Zirkusclown an. Schliesslich gelingt den beiden die Flucht, sie machen sich auf den Weg zurück in die Wüste. Und damit, so die Ankündigung, fängt das Abenteuer der beiden erst richtig an.

Es Kamel im Zirkus eröffnet als Uraufführung am 17. Februar das diesjährige Festival Jungspund. Die wahre Geschichte hinter dem Stück ist ein selbstgebasteltes Kamel, das Finger vor vielen Jahren von seinem Gottemeitli geschenkt bekam und für das er das Lied vom Kamel im Zirkus schrieb. Jemand verliert sein Zuhause, lebt Jahre in der Fremde und findet nach einer langen Reise die Heimat am Ende in sich selber: Diese archetypische Situation will das Stück in spielerischer Form aufnehmen und für ein Publikum ab 7 Jahren zugänglich machen. Michael Finger ist Autor, Komponist und Clown-Darsteller in einem, neben ihm wirken Tänzerin Julia Anna Sattler sowie ein dreiköpfiges Instrumentalensemble mit.

Wer bin ich, wie bin ich?

Das Kamel des Cirque de Loin bleibt aber nicht allein im Theater-Zoo. Gleich ein ganzes Bestiarium bietet das Bieler Ensemble La Grenouille im Stück *Was das Nashorn sah, als es auf die andere Seite des Zauns schaute* (ab 10 Jahren) auf: Paviane, Mufflons und ein Murmeltiermädchen leben zufrieden im Zoo. Bis ein junger Bär eintrifft, der Zebras komisch findet, den Alltag mit Fragen auf den Kopf stellt und der Ursache des Gestanks im Zoo auf die Spur kommen will. Und dann verschwindet auch noch das Nashorn ...

Neben Kamel und Nashorn sind elf weitere Kinder- und Jugendtheater-Produktionen in der Lokremise zu sehen. Identitätsfragen sind häufig – Geschlechterrollen etwa, sowohl bei den Jüngsten (ab 5 Jahren) im Stück *Ich heisse Name* als auch für Jugendliche in *Mitte der Welt* (ab 15). Herkunft und Heimat werden in *Wo dis Huus wohnt* (ab 11) oder *Go Tell* (ab 14) verhandelt. Anderswo geht es um Ängste: in *Geh nicht in den Wald, im Wald ist der Wald* (ab 8 Jahren) oder in *Yark*, dem Stück um ein Gruselmonster, das kleine Kinder frisst (ab 7).

Mit dabei sind führende Ensembles des Kinder- und Jugendtheaters in der Deutschschweiz: Vorstadttheater Basel, Theater Sgaramusch, Cie Tabea Martin, La Grenouille und andere, dazu die hiesigen Jungspund-Partner Figurentheater St.Gallen (mit *Romeo und Julia*) und Theater St.Gallen (mit *Mitte der Welt*).

Diskussion um Formen und Gelder

Das Spektrum der Themen zeigt: Kinder- und Jugendtheater nimmt es mit den grossen Fragen des Lebens auf. Und dies auch mit wachsendem Erfolg, sagt Gabi Bernetta, die künstlerische Leiterin von Jungspund. Bis in die 1990er-Jahre habe die Szene schon einmal floriert, auch international habe man damals «auf die Schweiz geschaut». Dann folgte eine Flaute, Festivals gingen ein, aber jetzt stellt Bernetta einen neuerlichen Aufschwung fest, an dem auch das 2018 erstmals durchgeführte St.Galler Jungspund seinen Anteil habe.

Wie es um das Kinder- und Jugendtheater heute steht, diskutieren Fachleute an einem dreitägigen Symposium im Rahmen des Festivals, mitorganisiert von der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur und dem Institut für Theaterwissenschaft der Uni Bern. Zur Sprache sollen Formen und Themen kommen, aber auch die Finanzierung. Gefördert werde heute höchst unterschiedlich, je nach Stadt und Kanton, sagt Gabi Bernetta. Und noch immer sei in manchen Köpfen Kindertheater weniger wert oder weniger wichtig als Theater für Erwachsene – ein Vorurteil, welches das Festival mit durchwegs professionellen Produktionen widerlegt. Das Symposium ist öffentlich.

Äusserlich wird das Jungspund-Festival wie schon vor zwei Jahren auffällig auf sich aufmerksam machen: Auf dem Vorplatz der Lokremise baut das Kollektiv «hochhinaus» aus Brettern und Dachlatten ein «Loichtgeheur» auf. Weiter im Programm sind das «Schaufenster für professionelles Theaterschaffen» mit Kurzauftritten, die Verleihung des Prix-Assitej und Konzerte der JungSpundBänd.

jungspund.ch

Jungspund – Theaterfestival für junges Publikum: 17. bis 26. Februar, Lokremise St.Gallen

Aus himmlischen Sphären

Violinistin Leila Schayegh. (Bild: pd)

Freunde der historischen Aufführungspraxis haben den Februar im Kalender rot angestrichen: Dann findet seit 2018 der Zyklus Alte Musik statt, mit lokalen und internationalen Spitzenensembles. Vor einem Jahr fanden fünf der geplanten sechs Konzerte zwar statt, aber per Livestream ohne Live-Publikum. Dieses pandemiebedingte Angebot sei von vielen Musikfreund:innen «als ein ausserordentliches Ereignis in einer Art Kultur-Leere wahrgenommen wurde», hiess es im Abschlussbericht von Alte Musik St.Gallen (AMSG).

Darüber hinaus habe man dank Streaming viel Publikum dazugewonnen: schätzungsweise 3000 Personen hätten sich eingeklinkt. «In den kommenden Jahren ist zu überlegen, ob man zusätzlich zum Präsenz-Betrieb einige der Veranstaltungen gleichzeitig im Live-Stream anbietet, so dass die grosse Reichweite erhalten bleiben kann», bilanzierten die Veranstalter damals.

2022 wird also hybrid, zumindest teilweise. Zwei der Konzerte werden zusätzlich gestreamt. Am 13. Februar erklingen in St.Mangen unter dem schönen Titel «So werden wir sein wie die Träumenden» geistliche Kantaten des Frühbarock, mit einem Solistenquartett und dem Consortium Instrumentale unter Leitung von Michael Wersin. Und am 20. Februar gastiert das fantastische Basler Barockorchester La Cetra mit Leila Schayegh als Solistin und Violinkonzerten von Leclair und Corelli in St.Laurenzen.

Ein weiterer Höhepunkt, aber «nur» live zu erleben, dürfte gleich der Zyklus-Auftakt vom 6. Februar sein: Die legendären Tallis Scholars unter Leitung von Peter Philipps singen Polyphonie der Renaissance von Thomas Tallis, Josquin Desprez, Heinrich Isaac oder Giovanni Pierluigi da Palestrina, ergänzt um englische Komponisten des 20. Jahrhunderts. «Licht aus himmlischen Sphären» heisst das Motto hier.

Zwei weitere Konzerte stehen unter Leitung des künstlerischen Leiters Michael Wersin und der Organistin Verena Förster, die ebenfalls zum Kernteam des Zyklus gehört: zum einen italienische Kantaten von Händel, Vivaldi und anderen mit der Sopranistin Francesca Cassinari (19. Februar), zum andern Werke des süddeutschen Hochbarock von Muffat, Froberger oder Biber (27. Februar). Den Abschluss macht der bereits 2021 geplante Kurs samt Konzert des Organisten Lorenzo Ghielmi zu den norddeutschen Vorbildern Bachs.

Wie bei AMSG die Regel, finden die Konzerte bei freiem Eintritt mit Kollekte statt. Möglich macht dies die Dietschweiler Stiftung, die den Anlass finanziert. (Su.)

amsg.ch

Alte Musik St.Gallen: 6. Februar bis 6. März, St.Mangen und St. Laurenzen St.Gallen

Fertiges und Unfertiges

Kraake heisst das gemeinsame Projekt von Fabian M. Müller und Basil Anliker, das gleichnamige Album ist letzten September herausgekommen. Ein leises, nachdenkliches Werk, mit wenigen, aber träfen Worten und genauso spärlich, aber gelungen instrumentiert. Am 19. Februar sind sie damit im St.Galler Palace zu Gast.

Fabian M. Müller, in St.Gallen aufgewachsen, hat seine Wurzeln im Jazz und ist als freischaffender Musiker und Komponist am Werk. Anliker alias Baze, ein Chlyklässler, ist seit über 20 Jahren unterwegs in der Schweizer und insbesondere der Berner Rap-Szene, immer irgendwie dabei, aber auch irgendwie nicht, immer unverwechselbar und trotzdem stets im Wandel. Und mit einem ein Output, von dem andere träumen.

Es gab Zeiten, in denen sich Baze lustig gemacht hat über die «Jazzer». Mehr aus Koketterie als im Ernst, selbstverständlich. Dass die Vibes zwischen Müller und Anliker durchaus stimmen, ist auf *Kraake* jedenfalls deutlich zu hören. Baze erzählt von Selbstauflösung, wälzt Fertiges und Unfertiges oder sorgt sich um den Drogenkonsum seines Freundes Julian. Müllers leise Töne dazu verleihen dem Erzählten Nachdruck, sie tragen Anlikers Worte weiter, lassen manche Gedanken nachhallen, lösen andere auf.

Ein eher zerbrechliches Album, manchmal traurig, aber nicht unversöhnlich. Vielleicht nicht ganz clubtauglich, aber fürs Palace perfekt. Weil immer noch Pandemie ist. Weil alles fragil ist, auch unser Selbst. Und weil da die roten Plüschsessel sind, in denen man zum Sog von *Kraake* versinken kann. (co)

Kraake: 19. Februar, Palace St.Gallen

palace.sg

Der Melodie nach

«Die hören sich ja alle gleich an!» So lautet ein oft gehörtes Urteil über den Naturjodel. Das Buch *Jodeln im Kopf* korrigiert es, mit Dokumenten aus dem Roothus Gonten. Von Richard Butz

Appenzeller Sennen beim Zauren, 1960er-Jahre. (Bild: KBAR / Hildegard Zuber)

Raymond Ammann, Andrea Kammermann und Yannick Wey legen mit dem Buch ihre, so der Untertitel, «Erkenntnisse einer musikkognitiven Untersuchung im Alpsteingebiet» vor. Dieser Studie vorangegangen war die 2019 erschienene Publikation *Alpenstimmung* des gleichen Teams. Das Projektteam der Hochschule Luzern kooperierte dafür mit dem Roothus Gonten, dem Zentrum für Appenzeller und Toggenburger Volksmusik.

Im Roothus befindet sich eine Sammlung von 1556 Naturjodeln, die zusammen 3564 Jodelteile beinhaltet. Diese Datenbank wurde von den drei Autoren ausgewertet. Drei Naturjodel, das *Heewehzäuerli* aus Appenzell Ausserrhoden, der *Anna-Koch-Jodel* aus Innerrhoden und *De Looser* aus dem Toggenburg werden eingehend betrachtet, gefolgt von dreissig Naturjodeln im Überblick.

In ihrem geschichtlichen Exkurs belegen die Autoren, dass bereits 1545 erstmals ein Appenzeller Kuhreihen als möglicher Vorgänger des Jodels notiert wurde. Die Bezeichnung «Zäuerli» für den Appenzeller Naturjodel taucht erstmals 1829 auf. Im Toggenburg ist das Verb «johlen» gebräuchlich. Ob zwischen «Rugguuseli» für das gejodelte Hirtenlied und «Zäuerli» oder «Zaur» für das kurze, spontane Jauchzen ein Unterschied besteht, ist nicht ganz geklärt. Es könnte sich auch um unabhängige Namen für die gleichen Praktiken handeln.

Aufschluss- und detailreich sind die Beiträge über die kognitive Verarbeitung von Musik und die Verbreitung und Überlieferung des Naturjodelrepertoires in Jodelklubs. Anhand von Tonaufnahmen und Transkriptionen kann beispielsweise der Toggenburger *Looser* über hundert Jahre zurückverfolgt werden. Ein weiteres Kapitel, unterstützt von grafischen Darstellungen, befasst sich mit der Mehrstimmigkeit des Naturjodels, ein anderes vergleicht im Hörexperiment Originale mit modifizierten Jodelmelodien.

Wie Jodel kreiert, erdacht und gespeichert werden, ist in einem weiteren Kapitel nachzulesen, wo auch festgestellt wird: «Obwohl für Aussenstehende die Naturjodel rund um den Alpstein ähnlich klingen mögen, bestehen in den Melodielinien erhebliche Unterschiede, die von Kennerinnen und Kennern erfasst werden.» Neben einem Abbildungs- und Tabellenverzeichnis und einer ausführlichen Bibliografie finden sich im Anhang dreissig Naturjodeltranskriptionen mit den entsprechenden diskografischen Quellenangaben.

Die musikwissenschaftliche Studie ist keine leichte Kost. Als Einstieg bietet sich an, zuerst das jeweilige Fazit zu den einzelnen Kapiteln zu lesen. Leichter lesbar ist *Alpenstimmung*, wo das Autorenteam der musikalischen Beziehung zwischen Alphorn und Jodel nachgegangen ist.

Raymond Ammann, Andrea Kammermann, Yannick Wey: *Jodeln im Kopf: Erkenntnisse einer musikkognitiven Untersuchung im Alpsteingebiet*, Chronos Verlag, Zürich 2021, Fr. 42.90; Dieselben: *Alpenstimmung: Musikalische Beziehung zwischen Alphorn und Jodel – Fakt oder Ideologie?*, Chronos Verlag, Zürich 2019.

Die «Grandes Dames» der Schweizer Prosa und Lyrik

«Ich habe gelebt, gut gelebt!» Unter diesem Titel findet am 17. Februar in St.Gallen eine Gedenkveranstaltung für die Schriftstellerin Helen Meier statt, fast genau auf den Tag ein Jahr nach ihrem Tod. Am 13. Februar 2021 ist sie 92jährig in Trogen gestorben. Charles Linsmayer, Herausgeber von Meiers späten Werken und Autor ihrer Biografie, wird über Meiers Werk sprechen, Theres Roth-Hunkeler erinnert sich an ihre Kollegin, Texte und Fotografien sind zu hören und zu sehen.

Linsmayer stellt an dem Anlass zudem die Neuauflage des Helen-Meier-Lesebuchs *Übung im Torkeln entlang des Falls* vor. Estmals erschienen 2018, versammelt es eine Auswahl von 35 Prosatexten, eine Art «Best-of» des Genres, das Meier am virtuosesten beherrscht hat: der Kurzgeschichte.

Insgesamt herrsche in Helen Meiers Schreiben eine «Dimension des Tragischen und Existenziellen» und ein «unverwechselbares dunkles, abgründiges Timbre», schrieb Linsmayer im Nachwort, das zugleich die erste Helen-Meier-Biographie war. Für die Zweitauflage hat er es nun ergänzt um die letzten, von Demenz belasteten Jahre der Autorin.

Die andere «Grande Dame» der Schweizer Literatur, in ihrem Fall der Lyrik, Erika Burkart, wäre am 7. Februar 2022 hundert Jahre alt geworden. 1922 in Aarau geboren, hat sie rund zwei Dutzend Gedichtbände veröffentlicht, ein so dichtes wie stilles Ringen um Wort und Weltverständnis, das singulär in der Schweizer Literaturlandschaft steht.

2010 ist Erika Burkart gestorben – jetzt haben sich Autorinnen des Kollektivs «Rauf» zusammengetan und Texte der Dichterin zu einer Collage verwoben. «Erika Burkart – Eine Beschwörung» nennt sich das Programm, veranstaltet von Wyborada, mit den Stimmen von Tabea Steiner und Mariann Bühler und der Musik von Saskia Winkelmann. (Su.)

Helen Meier-Gedenkfeier: 17. Februar, 18.30 Uhr, Raum für Literatur St.Gallen

Erika Burkart – Eine Beschwörung: 10. Februar, 19 Uhr, Raum für Literatur St.Gallen

Dass ein Bundesrat im wilden Osten auftaucht, kommt gelegentlich vor. Dass er dann aber auch singt, dürfte ein Novum sein. So geschehen am 13. Januar auf der Schwägalp. Dort und auf dem Säntis trafen sich an jenem Abend die Regierungschefs und -chefinnen der zehn Mitgliedsländer der Internationalen Bodenseekonferenz IBK zum 50-Jahr-Jubiläum der Organisation. Ehrengast war Bundespräsident IGNAZIO CASSIS. Und zwischen Arbeit und Schlummertrunk wurde die illustre Runde vom Ausserrhoder Regierungsrat ALFRED STRICKER draussen im Wald mit einem Zäuerli empfangen – und erhielt einen Crashkurs im Gradhebe. Cassis, direkt vom OECD-Gipfel in Wien eingeflogen, liess sich den Kulturschock nicht anmerken und sang leidenschaftlich mit. Am Tag darauf die Good News aus Bern: Nach dem Vorbild der Hochrhein-Kommission soll die Zusammenarbeit der Bodensee-Region mit den nationalen Regierungen in Bern, Wien und Berlin institutionalisiert werden. Singen hat schon immer Wunder gewirkt.

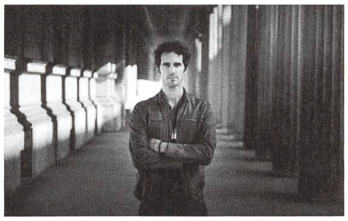
Ein Gipfeltreffen auf anderem Gebiet – zwischen Kunst und Mode – gab es in St.Gallen. ALBERT KRIEMLER vom Modehaus Akris hat sich von der Arbeit *Liquid Lights* der Fotografin KATALIN DEÉR für eine neue Kollektion inspirieren lassen. Die «Übersetzung» von Fotografie in Stoff sei eine spannende Erfahrung gewesen, schreibt Deér. Das Ergebnis ist auf katalindeer.ch zu finden.

Auf den Olymp, zumindest den militärischen, hat es die Messenger-App Threema geschafft: Nachdem die Businessversion bisher bereits in der Bundesverwaltung verwendet wird, soll die private Version gemäss Medienberichten künftig auch für alle Miliz-Armeeangehörigen verbindlich werden. Andere Kurznachrichtendienste sollen aus Datenschutzgründen nicht mehr erlaubt sein – ein weiterer Erfolg für den Thurgauer MANUEL KASPER, der Threema erfunden und vor ziemlich exakt zehn Jahren, im Dezember 2012, lanciert hat. Hier mehr dazu: saiten.ch/geloescht-ist-nicht-weg.

Und noch ein Gipfel – jedenfalls für Klavierfreaks, für welche die italienischen Fazioli-Flügel das Mass aller pianistischen Dinge sind. Einer dieser Fazioli steht im Lagerhaus an der Davidstrasse 40 in St.Gallen im Büro der GSI Architekten. Er wird seit 2020 mit einem Konzertzyklus bespielt, kuratiert von der St.Galler Pianistin CLAIRE PASQUIER. Am 29. Januar ist die amerikanische Pianistin RACHEL NAOMI KUDO mit Werken von Bach, Schubert und Schumann zu Gast, begleitet von ihrem Mann LUCA FAZIOLI, dem Sohn des Firmengründers. Infos unter opus278.ch.

Schliesslich der Kunstgipfel im Februar: Die Fotostiftung Winterthur legt den roten Teppich für MANON aus. Die aus St.Gallen stammende Künstlerin, Kulturpreisträgerin des Jahres 2013, sollte bereits zu ihrem 80. Geburtstag 2020 gefeiert werden, dann kam Corona. Jetzt, am 19. Februar öffnet die Schau zu ihrem fotografischen Œuvre, von *La dame au crâne rasé*, der legendären Serie aus den Jahren 1977/78, über das Langzeitprojekt *Hotel Dolores* bis zu Arbeiten der letzten Jahre. Das Publikum erwartet gemäss Ankündigung «ein Reigen der Schönheit und der Vergänglichkeit».

Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug



Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

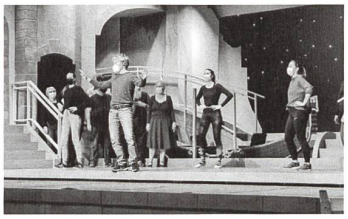
Episch verwickelt
Giuseppe Verdis «Don Carlos» gilt in seiner Komplexität und Vielschichtigkeit als sein dramatischstes Werk. Nun zeigt das Theater Basel die bekannte Oper in ihrer französischen Urfassung von 1867. Die Regie übernimmt der Franzose Vincent Huguet (Foto): Er fokussiert auf die privaten Verwicklungen rund um den spanischen Thronfolger Carlos, der seine Stiefmutter Königin Elisabeth liebt und dadurch in Konflikt mit seinem Vater, König Philipp II., gerät.

Don Carlos
7. Februar, 18.30 (Premiere), bis 21. Mai, Theater Basel
theater-basel.ch

BKA
BERNER KULTURAGENDA

Infernal rasend
Vor hundert Jahren fand in Mürren das erste Slalomrennen statt, bald folgte die Gründung diverser Skiclubs im Berner Oberland. 1928 wurde erstmals das berühmtberüchtigte Inferno-Rennen durchgeführt. Bis heute findet das Amateur-Skirennen statt. Anlässlich des Geburtstags zeichnen Ausstellungsfenster entlang der Hauptstrasse die Geschichte des Skisports in Mürren nach. Das Rahmenprogramm dazu mit Filmen und Vorträgen gibts im Hotel Regina.

Die Geschichte des internationalen Schneesports
bis 30. November 2022, Hauptstrasse Mürren und Hotel Regina
reginamuerren.ch



KuL

Lustvoll komisch
Zum 75-jährigen Jubiläum der Operette Balzers geht es in die Lagunenstadt zum Karneval, wo Spass, Tollheit und Lust regieren. Das Publikum darf eine berauschende und humorvolle «Nacht in Venedig» geniessen mit schwungvollen Melodien des Walzerkönigs Johann Strauss. Die Operette Balzers zeigt die Wiener Originalfassung der Uraufführung vom 10. Oktober 1883 im Theater an der Wien.

Eine Nacht in Venedig
ab 29. Januar (Premiere), weitere Aufführungsdaten bis Mitte März
operettebalzers.li

041
www.null41.ch

Völlig normal
Zum Jahreswechsel gibt es beim Radio 3FACH frischen Wind: Die neue queere Sendung «Queertopia» wird vom Luzerner Ausbildungs- und Kulturradio jeden Donnerstagabend von 22 bis 23 Uhr ausgestrahlt. Fern von cis-heteronormativen Standards kann Queerness durch ausgewählte Artists, Veranstaltungen und Personen aus der Community unmittelbar erfahren werden. Luzern wird fortan in dieser Stunde auf den Kopf gestellt und für 60 Minuten gilt Queersein als Norm.

Ilayda Zeyrek und Chaim Dülberg: Queertopia
Jeden Donnerstag von 22 bis 23 Uhr: DAB+, 96.2 MHz FM, 97.7 MHz FM oder über die 3FACH-App oder Website, 3fach.ch

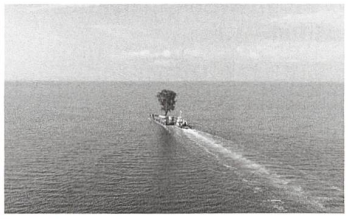
ZugKultur

Liebevoll utopisch
Gut, das Stück ist nicht das jüngste. Aber ein bisschen Utopie wäre jetzt vielleicht grad das richtige. Besonders eine, bei der es liebevollen Platz für schräge Vögel gibt – und absurde Lieder. Der gefeierte Schweizer Theaterregisseur Christoph Marthaler inszeniert mit «King Size» einen seiner utopischen Orte, in denen er Aussenseiter liebevoll porträtiert, ohne die Einsamkeit, die grotesken Konventionen und die alltägliche Tragik des menschlichen Lebens in Vergessenheit geraten zu lassen.
King Size
5. Februar, 2000 Uhr, Theater Casino Zug
theatercasino.ch

AAKU
Aargauer Kulturmagazin

Musikalisch wehmütig
Novosibirsk ist die drittgrösste Metropole Russlands und Heimat der Post-Punker von Ploho. Ihre Herkunft spiegelt sich im düster-melancholischen Sound wider, der von einer Ästhetik der späten Sowjetära geprägt ist – minimalistische Beats treffen auf trockenen russischen Gesang und hallende Gitarren. Im Februar ist das Trio zu Gast im Kiff in Aarau und lässt die Herzen der Fans von Bands wie Joy Division höherschlagen.

Ploho
25. Februar, 21 Uhr, Kiff Aarau
kiff.ch



Coucou

Radikal ausgerissen
Welche Bedeutung Grünflächen für die Bewohner:innen einer Stadt haben, beleuchtet der Dokumentarfilm der georgischen Filmemacherin Salomé Jashi. Mit eindrücklichen Bildern zeigt sie, wie der reiche, ehemalige Premierminister Georgiens auf brutale Art und Weise riesige Bäume entwurzeln lässt, um sie dann auf seinem künstlich angelegten Anwesen wieder einpflanzen zu lassen. Die Absurdität reicht so weit, dass die ausgerissenen Bäume sogar mit einem Schiff über das Schwarze Meer transportiert werden.

Taming the garden
16. Februar, 19 Uhr, Coalmine Winterthur
coalmine.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org